C. Spindler's Werke.

Classiker-Ausgabe.

XLVII.

Stuttgart.
Hallberger'sche Verlagshandlung.
1854.

Regenbogenstrahlen.

Erzählungen

von

C. Spindler.

Erster Band.

Stuttgart.
Hallberger'sche Verlagshandlung.
1854.

Druck von Eduard Hallberger.

Die Herzogin von Ciceri.

1.

Der edle Graf Kerqhanu stieg vom schäumenden Pferde. Sein treuer La Brie kam ihm mit verstörtem Gesicht entgegen. „Kerl, ist's wahr?" fragte der Herr des Schlosses. „Der Procurator war da? Haussuchung in meinem Schlosse?" Und der Diener bückte sich tief, rang die Hände in wehmüthiger Zerknirschung und versetzte: „Bei unserer lieben Frau von Roannes, so ist's! Der königliche Procurator, der Hauptmann der Gensdarmerie, der Instructionsrichter . . ." — „Was ist das für ein Mensch? Was hat die Instruction in meinem Hause zu thun? Wonach haben die Häscher gesucht?" — „Nach Ihren Papieren, Herr Graf, nach Ihren Briefen, Ihrer Correspondenz." — „Unnöthiges Bemühen! Ich führe keine Correspondenz, ich habe keine Papiere, als die, deren Cours durch die vermaledeite Revolution heruntergedrückt worden ist." — „Das hab' ich auch gesagt. Sie haben in diesem Jahr Ihren Namen nur dreimal unterschrieben. Seit die Katze vor vier Monaten das Schreibzeug umwarf, haben wir keinen Tropfen Tinte im Hause." — „Die Pest auf die Katze! Schade um das hübsche Tintenfaß. Mein Großvater hatte es zuletzt

gefüllt. Was wollten aber die Hunde?" — „Die Herren öffneten Alles mit Gewalt, sprachen von Verschwörungen, schimpften über die Carlisten, fanden nichts, und zogen ab." — „Und zogen ab. Das ist die Hauptsache. La Brie, es wird immer schlechter in Frankreich. Der ruhigste Edelmann wird gehudelt. Ich saß so ruhig drüben beim Vicomte, als die verfluchte Nachricht mich just zwischen Birn und Käse erwischte. Schade, daß die Jakobiner fort sind, ich hätt' einen niedergeschossen. La Brie, gib mir meine Doppelflinte, ich will irgend eine Ente oder einen Raben schießen." — „Ach, Herr Graf, die Gensdarmen haben Ihre Flinte mitgenommen, sammt Pulver und Blei, ja sogar den verrosteten Carabiner, den Ihr Onkel bei Quiberon liegen ließ." — „Hol' der Teufel die Trabanten des Usurpators! Du wirst sehen, La Brie, daß man uns zur Zeugschaft vor die Assisen ladet. Das thut aber kein rechter Edelmann. Ich will fort. Wär' ich mit Geld versehen, thät' ich's im Augenblick. Ist's nicht eine Schande? Ich bin der ruhigste Cavalier im Lande. Ich liebe die königliche Familie von Herzen, aber ich habe mit Holyrood nichts zu schaffen. Ich habe keine Bauern bewaffnet, ich mache keine Revolution. Im offenen Felde stünde ich schon für Seine Majestät den König Carl meinen Mann, weil ich die verdammte Aufklärung hasse, aber zum Complottirer bin ich verdorben. Und dennoch solche Chikane! Ich schreibe nicht, und man sucht meine Briefe, ich schimpfe nicht, und man verdächtigt mich, ich will auf die Jagd gehen, und man nimmt mir Waffe und Munition. Wenn nur meine Finanzen besser wären!" — „Dafür wäre gesorgt, Herr Graf; der alte Mathurin brachte heute Morgen achttausend Francs wohlgezählt, die er für den Wald schuldete, den er uns abkaufte, Herr Graf. Ich habe in Ihrem Na=

men quittirt, und die Summe wäre hinreichend, uns aus dem Lande zu schaffen, bis wieder Recht und Ordnung im Lande ist." — „Du hast Recht, ehrlicher La Brie. Sechstausend Francs gehören freilich meinen Vettern, aber die braven Edelleute mögen warten. La Brie, wir wollen fort. Ich halt' es nicht mehr aus. Der Champagne soll sich aufsetzen und nach der Präfectur reiten. Man darf mir einen Paß nicht verweigern." — „Wohin aber, Herr Graf?" — „Meiner Treu, ich weiß auf Ehre nicht. Ich bin nie aus der Bretagne gekommen. Wo lebt man am besten, La Brie?" — La Brie zuckte die Achseln und sagte, an den Fingern herzählend: „Da hätten wir erstens England." — „Pfui Teufel; dort ist mir's zu neblig, und ich verstehe den vermaledeiten Jargon nicht." — „Da hätten wir zweitens Spanien." — „Nichts da; dort ist mir's zu warm." — „Da hätten wir drittens Deutschland." — „Bewahre; nach dem barbarischen Norden geh' ich nicht." — „Die Schweiz?" — „Pfui doch! eine Republik! Weißt du was, La Brie? Wir wollen nach Italien gehen. Du hast ja einmal eine Reise dahin gemacht. Was meinst du zu dieser Idee?" — „Ja, Herr Graf, ich war drei Jahre lang in Neapel. Das ist eine herrliche Stadt, Herr Graf. Dort scheint immer die Sonne, und mein Bischen Italienisch verdank' ich blos meinem Aufenthalt in jener Residenz, wo man die Sprache am reinsten spricht." — „Italienisch hör' ich für mein Leben gern, und ich liebe die Sonne, wie mein Leben. Eine Residenz, sagst du? Also wenigstens keine Republik?" — „Behüte, Herr Graf; Neapel ist ja das Vaterland der Frau Herzogin von Berry." — „So? das lass' ich mir gefallen; es lebe die Frau Herzogin! Wir wollen nach Neapel. Laß den Wagen abstäuben, packe das Geld ein. Mein Cousin soll in diesem Schloß den Ver-

walter machen. Champagne kann heute Abend mit dem Paß zurück sein, und noch diese Nacht reisen wir. Die Windhunde müssen mit. Benjamin! Constant! Wo sind die vermaledeiten Thiere? — „Ach, Herr Graf, der arme Benjamin ist in das Fuchseisen gerathen und Constant hat sich verlaufen." — „Da haben wir's. Als der Cousin die beiden Hunde taufte, sagte ich gleich, daß die verwünschten Namen den armen Thieren Unglück bringen würden. Thut nichts indessen. Bürste meine Röcke aus, packe den Koffer und bestelle Pferde. Schlag neun Uhr fahren wir ab. Wann sind wir in Neapel?" — „Hm, es wird doch ein paar Wochen dauern, Herr Graf." — „Ei zum Teufel, so lange? Ich glaubte, Neapel läge gleich hinter Lyon. Oder können wir nicht einen nähern Weg über Metz gehen, wo mein Neveu, der Cavallerie-Officier, in Garnison steht?" — „Behüte, Herr Graf, das ist viel weiter; Metz liegt an der Grenze von Hannover, nur ein paar Stunden von Hamburg. Wir werden durch das Dauphiné reisen müssen." — „Gut; da kann ich gleich Seiner königlichen Hoheit, dem Dauphin, meine Aufwartung machen. Es schadet nicht, wenn man einem so wackern Fürsten seinen Respect beweist, da es sich ohnehin so leicht thun läßt. Wie gesagt, La Brie, heute noch reisen wir, und bis zum nächsten Frühjahr ist ja doch Alles wieder beim Alten in Frankreich, der Herr Pfarrer sagt es, und der Herr Pfarrer lügt nicht. Er ist ein gescheidter Mann und liest fleißig die Zeitungen, womit sich ein Edelmann freilich nicht abgibt. Wo werden wir in Neapel logiren?" — „Ich logirte dazumal mit meiner Herrschaft in dem Hotel Castiglione, in der Straße Toledo." — „Siehe da! ich habe immer geglaubt, die Straße sei in Spanien. Was man nicht Alles auf Reisen lernt! Also im Hotel Castiglione. Du sollst

meinen Dolmetscher machen, La Brie. Mache nur, daß wir so schnell als möglich dem gottlosen Frankreich entrinnen.

2.

Es war ein Festtag, oder vielmehr der Abend desselben. Durch ganz Neapel schwirrten die Klänge der Freude. Volksgewühl, Gesang und Jubelruf wogte durch alle Straßen. Eine Menge von doppel- und einspännigen Fuhrwerken durchkreuzte die Stadt, entweder dahinrollend wie im Fluge, oder langsam rasselnd mit schwerfälligem Prunk. Durch den Tumult schneckte ein über und über bestaubter Reisewagen, von dessen Kutschbock ein Bedienter in ziemlich auffallender Livree rechts und links herabspähte, als ob er sich in der großen Stadt nach alten Erinnerungen umsähe. Ein brauner, trockener, hochgewachsener Mann, tief in seine Reisemütze vermummt, hielt aus dem Fond des Wagens hervor eine beständige Unterredung mit dem Bedienten. Der Postillon peitschte dabei gleichmüthig seine Gäule und fuhr in die Toledostraße ein. — „Zum Teufel, La Brie, sind wir bald an Ort und Stelle? Mir wird in dem Getümmel ganz unheimlich zu Muthe. Du wirst sehen, daß wir schon wieder unvermuthet in eine Revolution gekommen sind. Gott schütze uns nur vor Kugeln und vergifteten Dolchen.“ — „Ich erkenne mich kaum mehr, Herr Graf. Die Häuser haben sich ganz verändert. Noch seh' ich das Hotel Castiglione nicht. Jenes rothe Gebäude könnte es sein, aber es ist's doch nicht. Ein großer Heiliger stand vor dem Hause, und auch eine Laterne, wenn ich nicht irre.“ — „Die Schurken von Jakobinern werden die Heiligen weggebracht haben. Sieh dich nur wacker um, mein Kind,

es leidet mich nicht mehr im Wagen.“ — La Brie stieß ein lautes Jubelgeschrei aus. Er hatte das Haus gefunden, wonach er gespäht, und wies den Postillon an, darauf los zu fahren. — „Dorthin, Signore?“ fragte der Bursche und verzog höhnisch den Mund. — „Richtig, dorthin“, radebrechte La Brie und gestikulirte dabei so heftig, daß der Rosse-bändiger sich beeilte, obschon kopfschüttelnd, dem Befehle zu gehorchen. Die Kutsche polterte vor das Haus und in den öden Thorweg hinein. Der Postillon hatte mehrere Minuten Zeit, auf das Erbärmlichste zu sacramentiren, bis endlich ein menschliches Wesen sich zeigte, um dem hohen Reisenden aus der Kutsche zu helfen. Ein zerlumpter Hausknecht war's, dem der bittere gelbe Mangel aus dem Gesichte schaute, und der sich vergebens bemühte, sowohl mit künstlichen Körperwendungen, als vermittelst geschickter Schwenkungen der spitzigen grauen Filzmütze die Verwüstungen zu bedecken, welche die Zeit in seinem Kleide angerichtet hatte. Zu ihm gesellte sich nach einer Minute der Herr des Hauses, ein markirter Affenkopf, auf krummen Beinen dahersäbelnd und mit unverschämter Dreistigkeit die Verlegenheit bemäntelnd, welche die Ankunft des unerwarteten, vornehmen Gastes in ihm erregte. Der Graf Kerghanu, schon betäubt von dem Lärm auf der Straße, fühlte sein Ohr zerrissen von den Complimenten des Hausvaters und seines Gehilfen und ließ sich willenlos über die breite, aber schmutzige Treppe nach dem Zimmer geleiten, das für ihn aufgethan wurde. Dieses Gemach, mit der schönsten Aussicht auf die prächtige Straße, trug die unverkennbaren Spuren veralteter Pracht und langjähriger Vernachlässigung. Spinngewebe hingen wie Trauerfahnen in jedem Winkel, die Malereien der Wände waren verwischt und verwetzt, die goldenen Leisten klebten nur noch lose

am Getäfel, und an der Schnur des Kronleuchters schwebten zerrissene und unbrauchbare Krystallfragmente. In einer Alkove stand ein breites, aber unbequemes Bett, und Tische, Sopha und Stühle befanden sich in dem bedenklichsten Stadium der Wandelbarkeit. Ein jeder andere Gast würde sich schnell aus dem Gemach entfernt haben, um nie mehr dahin zurückzukehren; aber Kerqhanu fühlte sich darinnen wohl und behaglich, denn es erinnerte ihn lebhaft an sein eigenes Schloß, wo seine Ahnen gehaust hatten mit lehensherrlicher Machtvollkommenheit, wo er selbst sechsunddreißig Jahre alt geworden war, ein höchst zufriedener Hagestolz, ein Feind alles Wildprets, aller Weiber und aller Revolution. — Er ging vergnügt von einem Fenster an das andere, betrachtete mit Erstaunen das Volksspektakel zu seinen Füßen, rieb sich die Hände, schnalzte mit der Zunge und sah sich nach dem Vertrauten um, der ihn völlig verstand: nach dem getreuen La Brie. Dieser plauderte indessen im Hintergrunde des Zimmers mit der Diebsphysiognomie des Wirthes und näherte sich erst nach einer langen Unterredung seinem Gebieter. — „Was sagte denn der Spitzbube, La Brie? Das ist ja eine Sprache, wie die armen Seelen im Fegefeuer sie kaum reden. Der Dialekt unserer lieben Heimath ist Gesang dagegen. Ich fürchte, daß ich nie italienisch lerne, guter La Brie. Was wollte aber der Wirth?" — La Brie entgegnete verlegen und zögernd: „Es hat sich hier Vieles verändert, Herr Graf. Ich merke jetzt, warum der Satan von Postillon spöttisch lachend von dannen zog. Dieses Wirthshaus scheint in der That nicht mehr das beste von Neapel zu seyn, und so eben hat der Gastwirth von mir einen Vorschuß verlangt, um Monseigneurs Tafel würdig zu bestellen." — „So? das ist schlimm, La Brie. Aber ein

Mann von meiner Distinction muß doch einmal gut essen und kann nicht von Wirthshaus zu Wirthshaus patroulliren, wie die Schaarwache. Gib daher einige Goldstücke aus unserem Vorrath her. Wer hat denn den Wirth so sehr heruntergebracht?" — „Er sagt, die Revolution habe ihm Alles genommen." — „Da siehst du's nun wieder, guter La Brie. Die Revolution bringt alle ehrlichen Leute um das Ihrige. Mußten wir gerade hierher gerathen! Seit wann haben sie denn hier die Revolution?" — „Ach, das ist eine alte Geschichte. Es sind schon mehrere Jahre seitdem verflossen." — „Nun, so stärke mich der liebe Gott. Das tobt ja auf den Gassen, als wäre der Aufruhr erst in seinem Beginnen. Die armen Leute! Wie kommen wir nur von hier fort? In Boulogne für Mer haben wir denselben Spektakel gehabt." — „Zu Bologna wollen Sie sagen, Herr Graf?" — „Meinethalben, wenn du willst. Da laufen wir aber von einer Rebellion in die andere, von dem Sylla zum Cambyses." — „Lassen Sie sich doch unterthänigst bedeuten, Herr Graf. Hier ist Alles ruhig; die Oesterreicher haben schon lange hier Ordnung gemacht. Neapel sieht alle Tage so aus, wie heute, und wären Sie ein einziges Mal in Paris gewesen, so würden Sie sich gar nicht über den Tumult verwundern. Neapel lebt ruhig unter seinem von Gott eingesetzten König." — „Ach, wenn das ist, bin ich schon zufrieden. Wo ein König ist, ist gewiß keine Revolution. So wollen wir denn ruhig essen, trinken und schlafen, guter La Brie. Leiste dem Wirth den Vorschuß, präge ihm jedoch ein, daß er französisch koche. Die italienische Tafel behagt mir weit weniger, als . . ." — „Als? Was wollten der Herr Graf sagen?" — „Als die italienischen Weiber", versetzte der Graf und wurde über und über roth. Dann wendete er sich von dem

lächelnden La Brie weg und setzte sich an's Fenster. Der Bediente ging hinaus, die Aufträge seines Herrn zu besorgen, und ließ den Gebieter einige Zeit allein.

3.

Kerghanu, ein starker und geübter Jäger, besaß helle Falkenaugen und hatte auf der ganzen langen Reise Städte und Länder weniger eines Blickes gewürdigt, als die Menschen, und weniger die Tracht derselben, als deren Gesichter, und weniger die Physiognomie der Männer, als das Antlitz der Frauen. Obschon im Reiche des Schönen völlig fremd, hatten doch die Züge der italienischen Weiber den ihnen eigenthümlichen Zauber auf seine Sinne geübt. Er hatte gewagt, Vergleichungen zwischen den Italienerinnen und den Schönen der Bretagne anzustellen, und die letzteren hatten den Prozeß verloren. Und er hatte nicht einmal Paris gesehen, das Paradies der Weiber, das Treibhaus des schönen Geschlechts. Bei Nacht und Nebel hatte er die Hauptstadt umkreist, wie er denn überhaupt auf der ganzen Reise am Tage schlief und in der Nacht fuhr, um nicht von dem Anblick der dreifarbigen Fahnen geärgert zu werden. Darum schwelgte er jetzt in der Anschauung welscher Frauenreize, und der Hagestolz, der bisher aus Grundsätzen Liebe, Galanterie und Ehe verschmäht, ertappte sich jetzt oft auf sehnsüchtigen Seufzern, auf lüsternem Verlangen.

In Neapel ist, wie bekannt, Frauenschönheit ein seltenes Ding. Die Natur, die Parthenope's Gestade so verschwenderisch schmückte, hat das zweite Geschlecht unschön gelassen. Dennoch geräth mancher Reisende mit seinem Herzen in's Gedränge, wenn er die Naivetät der neapoli-

tanischen Weiber, ihre Freiheit in Sprache, Gang und Geberden und ihre in den lebendigsten Farben prangende Feiertagspracht zum ersten Male sieht. So auch Kerqhanu. Von seinem Fenster herab musterte er mit Neugierde und Hast die auf der Straße wie im Tanz vorüberschwebenden Gestalten und fand schneller, als er gehofft, ein würdiges Ziel seiner Wünsche und Blicke. — Eine Frau von majestätischem Äußern, einfach, aber vornehm gekleidet, schritt an der jenseitigen Häuserreihe daher und wendete die großen brennenden Augen bald rechts, bald links, und betrachtete sogar einen Moment den bretagnischen Edelmann, und ihm war, als ob aus diesem festen und forschenden Blicke ein günstiger Strahl in seine Seele leuchte. Die Dame war etwas Weniges still gestanden, setzte dann ihren Weg weiter fort und verschwand in einem der gegenüberliegenden Häuser. Ein ältlicher Bedienter, in etwas abgetragener Livree, ein Gebetbuch und ein Sammetkissen unter dem Arme, folgte der Dame, die augenscheinlich aus irgend einer Kirche kam. — Es dauerte nicht lange, und auf der Plattform des Hauses, worein sie gegangen, erschien die Unbekannte wieder, in derselben reizenden rosenrothen Kleidung, lehnte sich sinnend auf das Geländer, zerpflückte einen Myrtenzweig und schaute dann und wann, wie verstohlen und geheimnißvoll, nach Kerqhanu's Fenster, wo der Graf stand, lang wie er war, und neugierig und verliebt wie der naivste und jüngste Krautjunker. Er verwandte kein Auge von der schönen, hohen Gestalt und vergaß darüber Alles um sich her. La Brie trat mit einigem Geräusch in's Zimmer. „Kusch dich, Benjamin!“ schnurrte der Herr in bittersüßer Zerstreuung, „ruhig, Constant! Die verdammten Hunde verscheuchen mir das beste Wildpret.“ — Da bewies La Brie durch eine de-

müthige Entschuldigung, daß er kein Hund sey, und Kerghanu drehte sich nach ihm um und dann wieder zum Fenster, — und die schöne Fremde war verschwunden, wie hinweggeblasen. Deß wurde der Herr wüthend und schnauzte den Diener mit energischen Flüchen an. Aber aus den dunkeln Abgründen dieser Blasphemien stieg dennoch unwillkürlich ein ziemlich klares Geständniß hervor, und La Brie merkte, wie viel es geschlagen. Zu demüthig aber, um sich eine direkte Frage zu erlauben, schwieg er, ein gehorsamer Knecht, und erinnerte den Gebieter, daß es Zeit zum Speisen sey.

4.

Am nächsten Morgen hatte der Graf just sein Frühstück eingenommen, als La Brie hereintrat und eine Dame meldete, die mit dem Herrn Grafen zu sprechen wünsche. Eine süße Ahnung bemächtigte sich des wackern Edelmannes; ehe er jedoch ein Wort zu sagen vermochte, öffnete sich schon die Thüre, und das tief verschleierte Frauenzimmer schritt edel und unbefangen ein. Kerghanu eilte ihr entgegen, drei Schritte von ihm schlug die Dame den Schleier in die Höh', und der Cavalier fühlte sich wie vom Blitze getroffen, als er diejenige erkannte, die schon gestern sein starkes Herz bezwungen. Ein Elysium ging in seiner Brust auf; an dem Tage, wo er zum ersten Mal einen Bauer prügelte, war ihm nicht wohler gewesen.

Die Dame begann mit einem geflügelt gesprochenen Antrittscompliment in italienischer Sprache. Der Graf zuckte verlegen die Achseln und schilderte seine Verzweiflung, nicht Italienisch zu verstehen. — „Das thut nichts zur Sache, Herr Graf", antwortete die Fremde in ziemlich

gutem Französisch, „ich verstehe Ihre Landessprache, und unsere Unterredung wird keinem Hinderniß unterliegen, wenn Sie nur zuerst unnöthige Zeugen entfernt haben werden.“ Ein scharfer Seitenblick auf La Brie deutete hinlänglich an, was die holde Unbekannte meinte, und der Diener, nachdem er ihr einen wurmstichigen, aber vergoldeten Fauteuil hingeschoben, entfernte sich, wie die Pflicht gebot. — Die Besucherin nahm mit dem vornehmsten Anstand Platz und eröffnete ohne Weiteres das Gespräch. Mit der liebenswürdigsten Freimüthigkeit und Sicherheit begann sie: „Einem französischen Edelmann gegenüber wird es dem unverschuldeten Unglück leicht, sich auszusprechen. Der Franzose kennt die Gefühle der Menschlichkeit und versteht sie zu ehren. Sie sehen eine Frau von bedeutendem Range vor sich, die durch zahllose Widerwärtigkeiten des Lebens bis zum Rande der Verzweiflung gebracht ist. Ich bin eine Genueserin, in dem schönen Turin erzogen, aus dem berühmten Hause der Spinola. Meine Güter liegen auf Korsika, Sardinien und dem piemontesischen Boden zerstreut. Einige körperliche Annehmlichkeiten verschafften mir in meiner Jugend zahlreiche Anbeter. Ach, mein Herr, die Blüthe der Jugend vergeht so schnell! Ein neapolitanischer Herzog warb um meine Hand, ich schenkte sie ihm und streute damit die Saat des Elends in mein Daseyn. Mein Gatte, der Herzog von Ciceri, ist einer der verschwenderischen Männer, die Alles an ihre Leidenschaft setzen. Das Spiel, dem er blind zugethan, verschlang unser beiderseitiges Vermögen. Er verschleuderte meine Habe, der ungetreue Verwalter; er verschleuderte endlich mein Herz und meine Frauenwürde, der ungetreue Gatte. Zu spät öffnete ich die Augen und sah mich abscheulich betrogen. Die stürmischen Revolutions-

auftritte der letzten Jahre raubten mir den Rest meiner Habe, und ich sah mich bald gänzlich von dem verlassen, der geschworen hatte, mein Freund und Beschützer zu seyn. So leb' ich von ihm getrennt, allen Schmerzen der Erinnerung preisgegeben, und sogar dem Mangel blosgestellt, da der Unmensch böslicher Weise sogar das Gut mir vorenthält, das er mir zum Wittwensitz bestimmt hatte. Ja, mein Herr, der Mangel bedroht mich. So schwer es mir wird, dieses Wort auszusprechen, so thu' ich's dennoch einem Manne gegenüber, der mein Vertrauen nicht mißbrauchen und seine edle Physiognomie, die mich zu diesem Geständniß bewogen, nicht Lügen strafen wird. Ihrer Delikatesse, würdiger Fremdling, überlass' ich nun getrost, was Sie thun werden, um eine unglückliche Herzogin aus einem der urältesten Geschlechter der Christenheit von dem Zustande der Hilflosigkeit zu retten, dem sie jetzt erliegt."

Bei diesen Worten zog die Herzogin hastig den Schleier vor ihr Angesicht und saß stumm, wie in ihren Schmerz verloren, da. Halb unterdrückte Seufzer verriethen dem gerührten Grafen, daß die Leidende mit Thränen kämpfte. Kerghanu überlegte nicht lange; seiner Empfindung folgend, durchdrungen von dem schweren Loose, worunter hier eine Frau vom höchsten Adel schmachtete, eilte er zu seiner Chatulle und drückte zwei Goldrollen in die Hand der schönen Unglücklichen. Ohne ein Wort zu erwiedern, neigte sie ihr Haupt verbindlich vor dem Wohlthäter und ließ die Rollen, wie unbeachtet, in das Schnupftuch gleiten, das sie in der Hand trug. Der Graf versetzte aber hierauf mit außerordentlicher Verlegenheit und peinlichem Zögern: „Empfangen Sie, Frau Herzogin, das Wenige, das mir im Augenblick für Sie zu thun vergönnt

ist. Es ist viel zu gering für eine Dame von Ihrem Stande und Ihrer Liebenswürdigkeit. Vielleicht erlauben Sie mir jedoch, Ihnen meine Aufwartung zu machen, und über die Art und Weise weiter nachzudenken, die etwa geeignet und in meiner Macht wäre, Ihren Kummer zu lindern." — Die Herzogin schüttelte den Kopf und entgegnete mit weiblicher Verschämtheit: „Sie dürfen mich unmöglich besuchen, mein edler Freund. Unübersteigliche Hindernisse verbieten dieses. So schwer es mir fällt, Ihnen dieses schwache Zeichen meiner Erkenntlichkeit zu versagen — dennoch ist's nicht thunlich." — „Sie versetzen mir den Todesstoß, Madame. Wenn ich Ihnen gestehe, daß ich seit gestern nur an Sie denke, nur in Ihnen lebe, werden Sie mir zürnen? Ich habe Alles über Ihrer Liebenswürdigkeit vergessen, meine Familie, meine Heimath. Sie wohnen nur ein paar Schritte von diesem Hause entfernt, und versagen mir die Erlaubniß, Ihnen meine Huldigung darzubringen?" — „Sie sind im Irrthum. Ich wohne nicht in jenem Hause. Ich kann mich nur vorübergehend einige Augenblicke daselbst aufhalten. Ich darf Ihnen nicht sagen, wo ich wohne. Aber täglich soll mein Gebet für Sie zu Gott emporsteigen, und so oft ich in einer unbewachten Minute von jener Altane in Ihr Gemach herabschauen werde, will ich Ihrer mit den zärtlichsten Gesinnungen gedenken." Zugleich hob sie, von dem Sessel aufstehend, den Schleier etwas von dem Gesichte, und Feuerstrahlen der Sehnsucht und Dankbarkeit zuckten aus ihren Augen in Kerqhanu's Herz. Der Verstand lief dem alten Jungen weg, und er suchte sich an der Hand der schönen Herzogin festzuhalten. Die böse weiche Hand! Sie drückte zärtlich Kerqhanu's Rechte; ihm schwanden die Sinne, und die Enkelin der Spinola

war verschwunden, als er wieder zum Bewußtseyn gelangte.

5.

An der Stelle, wo die Herzogin gesessen, stand nun La Brie mit wichtigem Hofgesicht, freundseligem Lächeln und bückelnd vor seinem Herrn, als ob dieser den cordon bleu erhalten hätte. Das höchste lakailiche Entzücken im Angesicht, deklamirte er, ein zweiter Dazincourt: „Solch' glückliche Zufälligkeit kann doch nur einem französischen Edelmann widerfahren! Wahrlich, Herr Graf, wenn Ihre selige Frau Mutter noch lebte, sie würde Freudenthränen vergießen. Ich hab' es ja immer gesagt: Italien ist das Land der Wunder, das Paradies aller galanten und niedlichen Abenteuer. Empfangen Sie meinen Glückwunsch, Herr Graf, und der Himmel führe diese äußerst glücklich geknüpfte Verbindung bis zum Altare, woran ich durchaus nicht zweifle, wenn ich Ihre Liebenswürdigkeit in Anschlag bringe, und die ritterliche Tugend, womit Sie sich aus der unvermutheten Prüfung zogen."

„Faselst Du, La Brie?" fragte der Graf überrascht und mit zornigem Blicke, „was soll das heißen? Am Ende hast Du gehorcht, Spitzbube, und erfrechst Dich, meiner Gutmüthigkeit zu spotten?" — „Spotten? Wie unterstünd' ich mich? Aber gehorcht? Meiner Treu, ich muß es bekennen! ich habe am Schlüsselloche gelauscht, ich habe mich verwundert; aber nun, da ich besser unterrichtet bin, juble ich vor Freude. Die schönste Frau von Neapel liegt in Ihren Armen, sobald Sie's verlangen." — „Das mag seyn, La Brie," versetzte der Graf selbstgefällig, und schielte nach dem Haus gegenüber: „wie würde sich's aber

mit den Grundsätzen der Ritterschaft vertragen, wenn ich die Hilflosigkeit einer Unglücklichen mißbrauchen wollte?" — „Ei den Teufel auch, Herr Graf. Eine schöne Hilflosigkeit, die nicht weiß, wohin sie mit ihrem Ueberfluß soll. Ein schweres Unglück, welches sich auf Millionen stützt. Sie sind, mit Ihrer Erlaubniß, etwas Weniges hintergangen worden, können sich jedoch den Betrug immerhin gefallen lassen. Die Herzogin von Ciceri ist nicht arm, wohl aber ungeheuer reich. Es fehlt ihr nicht an einem Obdach, aber wohl hat sie der Paläste die Hülle und Fülle, und beiläufig gehört auch dieses Haus ihr ganz allein, da sie dem Wirth, ihrem ehemaligen Kammerdiener, weit mehr darauf lieh, als der Steinhaufen werth ist. Die Herzogin leidet endlich durchaus nicht unter der Laune eines schlechten Gemahls, wohl aber ist sie seit einigen Jahren Wittwe, und auf Sie wird es ankommen, ob sie es allzu lange bleiben soll."

Kerghanu's Gesicht fiel bei diesen Worten aus allen Fugen. Es wurde dem eines Merino-Widders nicht unähnlich. Je pfiffiger der Bediente aussah, je alberner wurde die Figur des Herrn. Kerghanu befühlte seinen Kopf, tappte um sich her, wie ein Träumender, und wußte nicht, wie er die Rede seines Dieners zu nehmen habe. „So erkläre mir doch, was ich nicht begreife," stammelte er. — „Sie sind mystificirt, Herr Graf. Die Herzogin, allbekannt durch die bizarrsten Launen, denen jedoch das edelste Herz zu Grunde liegt, hat Sie bemerkt, hat Ihre einnehmende Persönlichkeit liebgewonnen. Die italienischen Damen gehen rasch zu Werke. Es kam darauf an, Ihren Charakter zu erforschen, und ein sonderbares, aber nicht trügliches Mittel wurde von der scharfsinnigen Dame gewählt. Sie, der Mann, der so edelmüthig zu helfen

suchte, der mit so bescheidener Delikatesse das Recht eines Wohlthäters nicht mißbrauchte, haben sich völlig würdig gezeigt, der vertrauteste Freund dieser seltenen Frau zu werden. „„Endlich hab' ich einen Menschen gefunden!““ hat die Fürstin im Scheiden unserm Wirth zugerufen, und die Freude desselben ließ nicht zu, daß er mir ein Geheimniß aus der ganzen Schelmerei machte, wie sehr ihm auch seine hohe Gönnerin das Plaudern verboten. Sie werden hören, Sie werden sehen, was Sie bis jetzt nicht glauben.“ — Der Graf ging, verdutzt die Hände reibend, auf und ab, und bedauerte nur, daß er nicht gleich seine ganze Chatulle der geheimnißvollen Fremden angeboten, als nach demüthigem Klopfen der Wirth in das Zimmer trat und mit tiefen Verbeugungen den ältlichen Bedienten hereinließ, den Kerghanu schon im Gefolge seiner Dame gesehen. Unterwürfig näherte sich der Diener dem Grafen und überreichte ihm ein glänzendes Etui, mit der Bitte, dasselbe von der Gebieterin als ein wohlgemeintes, wenn gleich unbedeutendes Andenken aufzunehmen. Zitternd vor Hast und Ahnung öffnete Kerghanu das Futteral; ein prächtiger Ring mit großen blitzenden Edelsteinen strahlte ihm entgegen. Dabei lag ein rosenrothes, lieblich duftendes Papier, auf welchem in anmuthigen Zügen zu lesen war: „Zum Andenken an eine Stunde, in welcher die Humanität des wackersten Cavaliers ihren Triumph feierte.“ — Das Herz des Grafen pochte in lauterer Seligkeit; golden war die Belohnung, die er dem Liebesboten reichte, und die süßesten Worte, die je seinem ungelenken Munde entflossen, gab er dem Diener in den Kauf, mit der Bitte, sie der Herrin zu Füßen zu legen, und ihm das Glück zu erwirken, sie noch einmal zu sehen. Mit einem tiefen Etiquettenbückling

empfahl sich der Bote, und Kerghanu's Augen verloren sich in dem Schimmer der Juwelen und dem Zauber, der von dem rosenrothen Papierstreifen ausging. La Brie und der Wirth sahen über des Grafen Schulter in das Etui und konnten nicht satt werden, die Wahl und den Reichthum des Geschenks zu preisen. — „Das ist recht fürstlich!" rief Bocchino, der Wirth, enthusiastisch: „Dieses Präsent ist gewiß seine zehntausend Franks werth." — „Zehntausend Franks!" wiederholte La Brie mit weit aufgerissenen Augen: „Hören Sie, Herr Graf? sagte ich's nicht? Wenn Tugend und Menschlichkeit nur immer so hohe Zinsen trügen!" — „Zehntausend Franks!" wiederholte nun auch der Graf: „Nicht möglich, guter La Brie, nicht möglich, ehrlicher Wirth. Das wäre ja allzu viel für die paar Goldstücke, die ich der Dürftigkeit zum Opfer zu bringen gedachte." — „Wenn Sie erlauben, erlauchtester Herr, so stell' ich Ihnen einen ehrenwerthen französischen Cavalier vor, der mein geringes Haus öfter besucht und sich just im Billardzimmer befindet. Der Herr ist ein gewaltiger Kenner von Edelsteinen und wird sich ein Vergnügen daraus machen, einem Landsmann durch die Schätzung dieses Ringes einen angenehmen Dienst zu erweisen." — „Ein französischer Edelmann?" rief Kerghanu, nachdem er durch La Brie erfahren, wovon der Wirth gesprochen: „er sei mir willkommen; ich hungre jetzt nach einem französischen Cavalier von altadeligem Ursprung, den ich zu meinem Vertrauten machen kann. Eile, geschäftiger Wirth, bringe mir schnell den ersehnten Landsmann."

Nach einer Minute stand der angekündigte Franzose vor dem Grafen; ein leidlich junger blasser Mann, mit tiefgefurchten Zügen, obligatem Backenbart, elegant ge-

kleidet, Ringe an den Fingern, Brillanten statt Knöpfen im Jabot, freimüthig, offen, degagirt, mit dem Ton der besten Gesellschaft. Nach den ersten Begrüßungsformeln sagte der Fremde mit der wichtigen Betonung, die in den Salons der Vorstadt Saint Germain einheimisch ist: „Ich freue mich einmal wieder recht herzlich, einen Mann aus so ehrwürdigem Geschlechte vor mir zu sehen. Mein Name ist Hymbercourt; er wird Ihnen als Bürgschaft für meine Gesinnungen dienen.“ — „Das will ich meinen, mein Herr. Der Enkel dieser berühmten normännischen Barone verdient mein volles Vertrauen. Wenn ich nicht irre, war Ihre Familie schon zu den Zeiten Karls des Grausamen eine der ältesten der Christenheit.“ — „Karls des Kühnen, wollten Sie sagen. Ich glaube sogar, daß Walter Scott einen Roman über meine Vorfahren geschrieben hat.„ — „Wer ist der Walter Scott?“ — „Ein Engländer.“ — „Pfui Teufel!“ — „Ein Baronet, Sheriff, was weiß ich.“ — „Also ein Edelmann; das ändert die Sache. Sehen Sie, Herr von Hymbercourt, ich habe mich nie mit Büchern abgegebeu, und reise jetzt, um die Menschen zu beobachten. Was kann man Besseres thun? Sie wissen selbst, wie es in Frankreich aussieht.“ — Hymbercourt seufzte schwer und tief, und versetzte: „Keine Religion, kein Königthum mehr. Die Anarchie ist los, Banquiers sind Minister, der Adel wird mißhandelt. Bin ich etwa aus einem andern Grunde hier? Zu Neapel findet man doch noch die guten alten Institutionen. Der Umgang mit dem hiesigen Adel zerstreut den Kummer, den mir das Vaterland macht.“ — „Kennen Sie die Herzogin von Ciceri?“ — „Ei, wie mich selbst. Ich bin oft in ihren Cirkeln. Sie ist die liebenswürdigste Frau von der Welt. Das macht, weil sie

in Turin französischer Erziehung genoß.“ — „Richtig, in Turin. Sie ist schön, nicht wahr?“ — „Eine reife Schönheit, eine aufgeblühte Rose, reizend, wie nur je eine Genueserin gewesen.“ — „Richtig, eine Genueserin. Aus dem altadeligen Geschlechte . . .“ — „Der Spinola, die auf Korsika und Sardinien mehr Schlösser besaßen, als Tage im Jahr sind.“ — „Richtig, Spinola, Korsika, Sardinien . . . Ich sehe, mein edler Freund, daß Sie die Herzogin genau kennen. Was halten Sie von ihrem Charakter?“ — „Die abenteuerlichste Phantasie, verbunden mit der edelsten Empfindung. Man könnte Bücher schreiben à la Scudery, wenn man von ihren Handlungen, von ihren Wohlthaten, von ihren Einfällen berichten wollte. Sie geht incognito, wie der Chalif Harun al Raschid. Sie ist ein weiblicher Diogenes, und sucht, wie Jener, Menschen, nur mit dem Unterschiede, daß sie statt der Laterne des Philosophen ihre wunderschönen Augen leuchten läßt.“ — „Ach ja, das thut sie“, seufzte der Graf andächtig. — „Wo soll ich anfangen, wo aufhören, um Ihnen einen Begriff von dieser seltenen Frau beizubringen? Ist irgendwo, im versteckteften Winkel der Stadt, ein armes Liebespärchen — flugs ist die Herzogin da und verheirathet es mit namhafter Aussteuer. Schmachtet irgendwo ein Unglücklicher im Kerker, — die Herzogin steigt zu ihm hinab, bringt ihm Hilfe und Trost. Darbt irgendwo ein talentvoller Künstler oder Handwerker, so ernährt sie ihn durch reichliche Bestellungen; erliegt Einer ungerechtem Urtheil, so verbessert die Fürsprache oder der Reichthum der Herzogin die Elendigkeit der Justiz; bei den ärmsten Wöchnerinnen steht sie zu Gevatter, den verschämten Dulder sucht sie in seinem Dachstübchen auf, in ihrem Incognito entdeckt sie Talent und Herzensadel selbst unter der rauhen

Jacke des Lazarone. Sie ist die Mutter der Waisen, die Freundin jedes Unglücklichen. Ihr weitläufiger Palast am Strande des Meers wimmelt stets von Clienten; oft hat sie die bescheidene Tugend aus dem Staub gezogen, oft erhabene Verbrecher entlarvt. Sie schämt sich nicht, für einen mildthätigen Zweck zu betteln, sie begleitet mit der Brüderschaft den Verbrecher zum Tode. Durch die sinnreichste List, von der Schlauheit des Weibes entworfen und von männlicher Kühnheit ausgeführt, dringt sie in alle Geheimnisse, um überall Segen zu verbreiten. Ihre Schätze sind unermeßlich, unerschöpflich ihre Thätigkeit, unumschränkt ihr Wille, seitdem sie Wittwe geworden, einen Punkt ausgenommen . . ." — „Und dieser Punkt?" fragte Kerghanu, dessen Neugierde auf's Höchste gestiegen war, als Hymbercourt schwieg und sich räusperte, als hätte er schon zu viel gesagt. — „Ei nun, lieber Freund, die Angelegenheiten des Herzens sind bei den Weibern die wichtigsten. Die Fürstin ist eine äußerst kluge und strenge Frau, jedoch, wie ich meine, einer zärtlichen Neigung nicht unzugänglich, und vielleicht bereit, ihre Freiheit mit Blumenfesseln zu vertauschen. Da ist aber ein Bruder, der ihres Vermögens Erbe zu werden hofft und daher tyrannisch jedes zartere Band zerreißt, das sich zwischen der Herzogin und einem ihrer zahlreichen Freunde anknüpfen möchte. Von diesem Bruder wäre viel zu sagen; ein Glück, daß er, Dank seinen Ausschweifungen, schon am Rande des Grabes steht. Sein Tod erst macht die Herzogin völlig frei, und dieses seltene Juwel wird alsdann erst in vollem Glanze strahlen. — Aber was sehe ich? Was schimmert aus diesem Etui? Welch' köstliches Kleinod besitzen Sie, Herr Graf! Auf Ehre, nie hab' ich schönere Diamanten gesehen. Erlauben Sie, daß ich sie näher betrachte. Ich bin ein Kenner, bester

Freund. Ich habe unter dem höchstseligen König Ludwig alle Diamanten der Krone abschätzen müssen. Hören Sie, das ist eine massive Pracht. Solche Edelsteine in Frankreich? Ich hätte mir's nimmer träumen lassen. Gewiß aus dem Familienschatze, den Ihre Vorfahren aus dem gelobten Lande mitbrachten?" — „Nicht doch, Herr von Hymbercourt", versetzte der Graf, verlegen hustend: „ein Geschenk, ein freundschaftliches Souvenir." — „Nun, wahrhaftig, so beneide ich Sie um Ihre Freunde. Das ist fürstlich, das ist königlich!" — „Ohne Scherz? Glauben Sie? Sollte der Werth dieses Ringes wirklich so bedeutend seyn?" — „Wenn Sie mir erlauben wollten, dieses Kleinod zu kaufen, so zahle ich Ihnen in dieser Stunde fünfzigtausend Franks baar dafür, und würde mit der größten Sicherheit noch zehntausend hinzulegen, wenn nicht gerade meine Kasse sich in einer kleinen Unordnung befände. Es müssen wieder Unruhen in Frankreich vorgefallen seyn, denn meine Monatswechsel sind nun schon seit zwei Posttagen ausgeblieben, und ich fürchte mich vor jeder, auch noch so geringen Verlegenheit in Geldsachen." — „Ich werde Sie nicht in Verlegenheit bringen", entgegnete Kerghanu beinahe grob: „ich verkaufe dieses theure Geschenk gewiß nicht. Lassen wir das; erlauben Sie, daß ich das Etui einschließe, und sagen Sie mir dann, ob Sie mich bei der Herzogin von Ciceri einzuführen im Stande sind." — „Warum nicht, bester Freund? Ich bin heute Abend bei ihr, werde Ihren Namen nennen und Ihnen ohne Zweifel die Einladung auf morgen bringen. Ist Ihnen vielleicht jetzt gefällig, eine Fahrt durch die Stadt zu machen? Ich will Ihnen die Merkwürdigkeiten Neapels zeigen, und darunter den Palast, wo die poetische Fee wohnt, die man hier zu Lande, prosaisch genug, die Herzogin von Ciceri nennt." — „Frei=

lich ist mir's gefällig", rief der Graf mit schwer verhaltener Freude und folgte dem dienstfertigen ebenbürtigen Landsmann.

6.

Die Toilettenstunde des folgenden Tages hatte geschlagen. La Brie frisirte seinen Herrn, dessen Mund heute von Extase überfloß. Er schwelgte noch in den Entzückungen des vorigen Abends, denn Hymbercourt hatte ihn, nachdem er ihm alle Herrlichkeiten der Hauptstadt gezeigt, auch nach San Carlo geführt und ein Ballet bewundern lassen. Noch musicirte es dem edlen Grafen vor den Ohren, noch schwenkten sich die reizenden Tänzerinnen vor dem Auge seiner Seele. „Du kannst nicht glauben, La Brie", sagte er: „wie schön das Alles war. Von der Oper verstand ich natürlich nichts. Welch' ein schönes Theater! Welche noble Gesellschaft! In Paris haben sie gewiß das nicht. Ich war selig, La Brie, und nur etwas mangelte zu meinem vollkommenen Glücke. Stelle dir vor: die Loge, worein wir geriethen, befand sich gerade über der Loge der Herzogin von Ciceri. Ich hätte vergehen mögen vor Aerger. Gegenüber wäre mein Platz gewesen, um die schönste aller Frauen nach Herzenslust betrachten zu können. So mußt' ich mich begnügen, zu horchen wie ein Jagdhund, um einige Klänge ihrer lieblichen Stimme zu erhaschen. Es war eine große Gesellschaft unten; die Teufelsleute lachten und schäkerten die ganze Oper hindurch, und ich verzweifelte oben wie der heilige Lorenz, bis die Tänzerinnen kamen und mich Alles vergessen machten. Nach dem Schlusse des Ballets eilte ich mit Hymbercourt, was ich konnte, um gegenwärtig zu seyn, als die Herzogin in

die Kutsche stieg. Wir kamen gerade recht. Die vermaledeiten Schleier, die man hier zu Lande trägt! Nicht einen Zug hab' ich von ihr gesehen, aber die Gestalt . . . der niedliche Fuß . . . nun, La Brie, du kennst die Gestalt, du kennst den niedlichen Fuß. Drei Gesellschaftsdamen bei ihr, ein Schwarm von Lakaien um den vergoldeten Wagen, sechs Pferde, deren sich der König von Frankreich nicht zu schämen hätte. Vorreiter, Fackeln, was weiß ich! Der glückliche Hymbercourt! er ging von San Carlo aus zu ihr, er schwelgte in dem Sonnenschein ihrer Nähe, in ihrem glänzenden Cirkel, während ich die ganze Nacht nicht schlafen konnte und nur an sie dachte und an das Mißgeschick, das mich so lange in der Bretagne festhielt, wo die Bauern so dumm, die Weiber so häßlich sind. Aber frisire mich recht hübsch, La Brie, lege meine schönste Wäsche heraus und den braunen Frack, der mir so gut steht, und die goldenen Schuhschnallen, die mir die Cousine geschenkt hat. Ich muß erwarten von Stunde zu Stunde, daß die reizendste aller Herzoginnen mich zu sich entbieten läßt. Wie viel Uhr ist es, guter La Brie? Hymbercourt zögert wie ein . . . Gott verzeih' mir die Sünde, bald hätt' ich den wackersten Edelmann geschimpft!"

Um den Grafen vollends zu beschämen, stürzte Hymbercourt, als er kaum ausgeredet, in das Zimmer. Mit freudestrahlendem Gesichte flog er auf den Grafen zu, drückte ihn an die Brust, spendete ihm den obligaten Doppelwangenkuß und gab ihm mit geheimnißvoller Miene ein Zeichen, den Diener zu entfernen. — Als dieses geschehen, begann er mit feierlichem Pathos: „Sie sind ein Glückskind, lieber Graf. Ihr beneidenswerthes Loos gehört in die Prophezeiungen des Nostradamus. Sie kommen, sehen und siegen. Es ist zum Teufelholen. Hören

Sie, ich möchte mit Ihnen ein Hasardspiel machen. Ich würde Ihr ganzes Vermögen gewinnen. Sie müssen in den Karten unglücklich seyn, da Sie bei den Weibern so glücklich sind. Dabei sind Sie aber der zurückhaltendste Freund, den ich kenne. Warum mir nicht sagen, welch' zartes Band Sie bereits mit der Herzogin verknüpfte? Hören Sie nur zu. Ich eile gestern zu ihr in den Feenpalast am Meere, den ich Ihnen schon gezeigt. Die ganze Welt war da versammelt, ich brauchte eine Ewigkeit, um mich der edlen Fürstin zu nähern. Endlich ist der Moment günstig, ich beuge mich zu ihr hernieder, ich nenne Ihren Namen, verlange, Sie bei ihr einzuführen: da röthet Freude, Ueberraschung und zarte Verschämtheit ihr Gesicht. Sie flüstert: „„Ich kenne ihn schon, den liebenswürdigen Mann. Meine größte Glückseligkeit würde seyn, ihn in meinen Cirkeln zu sehen, wenn ich nicht fürchten müßte, meine Gefühle der schnöden Welt Preis zu geben. Er ist Besseres werth, als hier in diesen Prunksälen sich zu langweilen. In der Nähe von Caserta habe ich eine niedliche vor der Welt versteckte Villa. Bringen Sie Ihren Freund dorthin; kein lästiger Zeuge wird daselbst den Erguß der reinsten Freundschaft hemmen. Ich erwarte Sie morgen mit dem Mann, der mir gefährlich werden könnte, wenn seine Delikatesse nicht noch größer wäre, als die Neigung, die er mich errathen ließ. Morgen also, wenn die Sonne sinkt.““ Kaum konnte ich den Morgen erwarten, um Ihnen die willkommene Kunde zu bringen. Wie ist es nun, lieber Graf? Sie sind stumm vor Entzücken, ich begreife das. Ihr Glück überrascht Sie, aber die italienischen Damen sind einmal nicht anders. In ihrer Wahl schnell entschlossen, ist Liebe ihr Bedürfniß, wie das Athemholen, und gewöhnlich krönt ein ewiger Bund den schnell

gefaßten Augenblick. Schmücken Sie sich, statten Sie Ihre körperlichen Vorzüge so reich aus, als möglich, die Sonne steht schon im Mittage, einige Flaschen des brausenden Ai sollen uns begeistern, und alsdann zwei flüchtige Renner uns an das Landhaus bringen, wo die beneidenswertheste Liebe Ihrer harrt."

Der Graf hatte nichts Eiligeres zu thun, als den Forderungen des Freundes zu entsprechen; La Brie bekam alle Hände voll zu thun, in einer Stunde war Kerghanu vollkommen adonisirt, geschmückt mit dem Ringe, den er von der Herzogin erhalten, duftend von Wohlgerüchen, die der Krautjunker früher nie gekannt, und im höchsten Grade begierig, die Früchte schneller Eroberung zu ernten. — Mit inniger Freude sah der ehrliche La Brie, wie sein Herr so schnell auf dem Pfade der Galanterie sich ausbildete, und begleitete mit tausend Segenswünschen den Grafen, als derselbe das Haus verließ. Bei einem französischen renommirten Restaurateur frühstückten die Freunde verabredeter Maßen, naschten von den köstlichsten Südfrüchten, von den Schätzen, die der Golf so verschwenderisch den Leckermäulern bietet, und schlürften in vollen Zügen den vaterländischen Feuergeist aus der Champagne. Ehe Kerghanu sich's versah, hatte er dem Rausch des Entzückens einen zweiten beigesellt, und die Straßen und Gebäude Neapels schwebten vor seinen Blicken auf und nieder in zauberischen Schleiern wie eine Fata Morgana, als ihn beim Sinken der Sonne der schnellste Wagen nach Caserta entführte. Dem guten Bretagner war nie so leicht gewesen, und noch leichter machte seinen Kopf das ziemlich schwindende Bewußtseyn. Endlich hält der Wagen, Hymbercourt schwingt den Begleiter mit starkem Arm auf den Boden, eine grüne süßduftende Wildniß umfängt die

Freunde, Kerghanu schwebt gleichsam am Arm des Gefährten durch den Hain von Orangen und Cypressen, das blaue Dunkel einer zierlichen Halle nimmt ihn auf, über glatten Marmorboden schlüpft sein Fuß, er fühlt sich durch eine Reihe milddämmernder Gemächer geschoben, er steht in einem Boudoir mit Vorhängen drapirt, wie ein türkisches Zelt. Farbige Lampen schweben von der Decke herab, der letzte Sonnengoldschein glimmt durch die geschlossenen Jalousien; auf einer Ottomane sitzend, in verführerischem Negligé, erwartet ihn die Königin seiner Gedanken. Wie ein französischer Chatelain aus den Romanen des würdigen Grafen von Tressan beugt er die Knie vor seiner Huldin, so übel es ihm auch gelingt. Die weichste Hand begegnet der seinigen, er sitzt an der Seite der Geliebten, ehe er es sich versieht, zärtliche Laute schlagen an sein Ohr, Champagner, Enthusiasmus und Einsamkeit beflügeln seine Zunge, er stammelt Liebe, er hört, trunken von Wonne, daß er wieder geliebt ist. Wer berechnet die Zeit in solcher Begegnung? Aber dennoch verläuft die Stunde und in ihrem Gefolge hinkt der Verrath. Der erste Kuß zur Besiegelung des zärtlichen Bundes sollte gegeben werden, als Kerghanu sich aus seinem Wonnetraume emporgerüttelt fühlt. Hymbercourts Gesicht, entstellt von Entsetzen, erscheint plötzlich. „Ihr Bruder, Herzogin!“ ruft er bestürzt; die Herzogin schreit, Kerghanu taumelt auf, und schon steht mit gezücktem Degen der fürchterliche Friedensstörer vor ihnen, schnaubend vor Wuth, rachedürstend, den Fremdling mit der Waffe bedrohend. Wehrlos bietet der Graf seine Brust, aber Hymbercourt drückt ihm die Klinge seines Degenstocks in die Hand und ruft ihm zu: „Vertheidige Dich, französischer Edelmann!“ Und die Klingen kreuzen sich, Kerghanu fällt

aus, und im zweiten Gange liegt der Bruder der Herzogin röchelnd zu seinen Füßen. — Ein Moment der Bestürzung, eine Pause des Entsetzens, dann erfüllt jedoch neuer Jammer das Haus. „Sie sind verloren!“ klagt die Herzogin. „Flüchten Sie sich, die Häscher werden gleich hier seyn,“ donnert Hymbercourt in Kerghanu's Ohr. „Nach Salerno!“ fährt die Herzogin fort in der höchsten Bewegung: „auf meine Villa Terramota! Hier ein Brief an meinen Verwalter, vor der Gartenthür der Wagen, eilen Sie, eilen Sie!“ — „Ein Brief? Nach Salerno? Fliehen?“ stottert der entgeisterte Graf, und Hymbercourt reißt ihn von dannen, schiebt ihn in den Wagen, drückt ihm die Karte der Herzogin in die Hand und sagt ihm zum Abschied: „Verhalten Sie sich in Terramota ruhig, Ihr La Brie soll nachkommen, ich sorge für ein Schiff, das Sie der Heimath wieder zuführt. Vorwärts, Kutscher, auf die Straße nach Salerno!“ Kerghanu sank auf den Rücksitz, fühlte sich schnell von dannen geführt, seufzte schwer auf: „Ach, meine schönen Träume! Unglückliche Herzogin von Ciceri! Aermster aus dem Geschlechte der Kerghanu!“ und entschlief. — Da er wieder erwachte, war es dunkle Nacht, er lag auf bethautem Boden unter einer von Reben bekränzten Ulme, und die von oben flammenden Sterne schienen den Fremdling neugierig zu fragen: „Woher?“

7.

Die Herzogin von Ciceri war seit einigen Tagen sehr übel gelaunt. Ihre Gesellschaftsdamen, ihre Hauscavaliere wußten nicht, was der Gebieterin widerfahren. Die niedlichen Launen, womit sie sonst jeden Tag zu schmücken pflegte, wie mit einem Kranze von Phantasieblumen,

waren versiegt, und dennoch hatte die schöne und reiche Frau alle Ursache, ihrem Schicksal nicht zu grollen. War doch ihr Bruder dahin, der, vom Testamente des verstorbenen Herzogs begünstigt, alle ihre Schritte eifersüchtig bewachte, um sich das Erbe nicht zu verkümmern. Die Trauer, die sie für den Verstorbenen trug, konnte nicht ihr Herz berühren, und dennoch war sie so zurückgezogen, so verschlossen, so untheilnehmend. — Stumm und nachdenkend saß sie in ihrem Schmollwinkelchen und warf nur hin und wieder einen gleichgültigen Blick zwischen den Vorhängen hindurch auf die schöne Chiajastraße, wo ihr Palast stand, als Giannettina, die zierlichste und verständigste ihrer Kammerfrauen, hereintrat und auf weichem Teppich der Gebieterin näher schlich. „Sie versinken in tiefer Schwermuth, gnädige Herzogin," sprach die Dienerin mit zarter Sorglichkeit, „ich hätte nimmer gedacht, daß der Tod des Marchese so ernstes Schweigen über dieses fröhliche Haus bringen würde." — Die Herzogin konnte den Schmeichellauten nicht widerstehen, faltete die Hände ernst im Schooße, und versetzte: „Du bist ein gutes, wohlgezogenes Geschöpf und kennst mich von Jugend auf. Du warst die Vertraute auf manchem meiner Lebenswege und weißt genau, wie sehr die reinste Menschlichkeit mich beseelt, und wie ich gerne Wohlthat und Segen allenthalben verbreite, wenn ich's gleich auf eine Weise thue, die häufig von der Welt eine Thorheit, ein Capriccio genannt wird. Das kümmerte mich nicht. Jung und lebenslustig, wie ich bin, begehr' ich nicht das Evangelium zu üben, wie ein steifer Bischof, wie ein trockner Moralist, wie ein ruhmrediger Mönch. Das Maskenspiel bei meinen wohlthätigen Handlungen war mir Bedürfniß, die höchste Lust; die dürre Pedanterie des Bruders hielt mich nicht zurück, das ganze

Jahr hindurch meinen Carneval zu halten, und die Summen, die ich freigebig spendete, betrachtete ich nur als einen billigen Zoll, den meine Freude abzutragen hatte. Doch werde ich mit Undank belohnt, und seit wenigen Tagen ist mir nur zu deutlich der Beweis geworden, daß mein Name, der Himmel weiß von wem? mißbraucht wird und den Deckmantel strafbaren Betrugs abgibt. Ich sehe nun in Jedem, der meine Hilfe in Anspruch nimmt, einen Betrüger, fürchte mich vor jeder üblen Deutung meiner Schritte, und werde nicht eher ruhig sein, bis ich Allem auf die Spur gekommen, das mir bis jetzt noch ein Geheimniß ist." — „Undank ist der Lohn der Wohlthätigkeit," meinte die Zofe, und fuhr schüchtern fort: „da ich jedoch meine erhabene Gebieterin in so übler Stimmung finde, so scheint mir kaum gerathen, diesen Brief zu übergeben, der aus der Vicaria kommt, wo ein unglücklicher Gefangener auf den Trost und das Fürwort Eurer Excellenz hoffen mag."

Die Herzogin griff gleichgültig nach dem Billet, entfaltete es und las folgende Zeilen in französischer Sprache stille vor sich hin:

„Wenn noch ein Funke des Gefühls in Ihnen glimmt, liebenswürdigste Herzogin, des Gefühls, das Sie mir an jenem verhängnißvollen Abend zu Caserta gestanden, so werden Sie mich aus der Teufelslage befreien, worinnen ich vergehe. Ich will lieber geköpft sein, als länger unter dem Spitzbubengesindel sitzen, das meine tägliche Gesellschaft ist. Verrathen von dem Postillon, der mich von Ihrer Villa wegbrachte, fiel ich in die Hände einer Gensdarmerie, die mit den Briganten und Straßenräubern Alles gemein hat, nur nicht die Menschlichkeit, die mich von Kerker zu Kerker bis nach der Hauptstadt zurück=

schleppte und behauptet, in den Zeilen, die Sie mir für Ihren Verwalter anvertrauten, gerade den bündigsten Beweis meiner Strafbarkeit gefunden zu haben. Ich soll darinnen ein Verschwörer genannt seyn, ein gefährlicher Vagabund, was weiß ich. Genug: ich bin des Lebens müde, denn man behandelt hier einen Edelmann noch weit schlechter, als in Frankreich. Können und wollen Sie mich nicht retten, so besorgen Sie wenigstens, daß ich geköpft werde. Nur nicht hängen! Man wird hier zu Lande wenigstens noch so viel Achtung vor dem Adel haben, daß man einen Cavalier, der einen andern aus Versehen todtschlug, nicht mit dem Strick bestraft, wie einen Dieb. Auch Ihren Ring haben mir die Barbaren genommen. Ich bin Ihr tiefgebeugter

Graf Kerqhanu."

Die Herzogin hatte kaum diesen Namen gelesen, als sie in heftigster Bewegung aufsprang, die Klingel ergriff und wie zum Sturme läutete. Zofen und Kammerdiener flogen von allen Seiten heran, und die Herzogin rief wie außer sich: „Endlich! Geschwind! Meinen Staatswagen! Ich will zum Justizminister, mein Secretär soll nach der Vicaria. Mein Schreibzeug her! Ich will eigenhändig an den Custode des Gefängnisses schreiben. Meinen Shawl, meinen Schleier, eilt doch, ihr Schnecken. In einer Stunde muß Alles geschehen und ich wieder im Palaste zurück seyn!"

Wie ein Sturmwind flog das Dienervolk durcheinander. Die Herzogin war ganz wie ehedem. Sie schrieb, sie kleidete sich, Alles mit Blitzesschnelle, Boten gingen, der Secretär kam, empfing die herzogliche Depesche und rollte im Cabriolet nach der Vicaria, während die Herzogin in vollem Pomp zum Großsiegelbewahrer fuhr.

8.

Es war um die von der Herzogin anberaumte Zeit, als das Cabriolet des Secretärs, von Polizeiwachen zu Pferd begleitet, an dem Palast der Herzogin von Ciceri still hielt. Der Secretär half mit zuvorkommender Freundlichkeit dem neben ihm sitzenden Herrn heraus und führte ihn in die gastliche Vorhalle ein. Die Polizeireiter hielten sich in ehrerbietiger Entfernung. Ein Heer von Portiers und Lakaien stand unter den Säulen aufgepflanzt. „Ihre Excellenz zu Hause?“ fragte der junge Abbate, und der breitbordirte Schweizer antwortete mit einem demüthigen „Ja.“ Die Porphyrtreppe hinan schritt der Secretär mit seinem Nachbar durch die geräumigen Vorsäle, und auf der Schwelle ihrer Appartements kam ihnen die Herzogin selbst entgegen, voll von Heiterkeit und liebenswürdigem Freimuth. „Seyen Sie mir willkommen, Herr Graf“, sagte sie. „Ich habe bei Ihnen viel gut zu machen, da Sie das Opfer einer Begebenheit wurden, die mich selbst auf das Empfindlichste berührt. Ein abscheulicher Betrug hat Sie in eine Täuschung verwickelt, die ich nicht genug beklage. Betrachten Sie indessen dieses Haus als das Ihrige, bis das ganze Gewebe der erbärmlichen Betrügerei zu Tage liegt.“ — „Ich sehe mit Bedauern“, erwiederte der Franzose, „daß mir das Schicksal sehr feindselig gewesen und mir einen Traum vorgespiegelt, dessen Ausgang nicht bitterer hätte seyn können. Ihrer Huld vertrauend, überlass' ich mein Loos gänzlich Ihren Händen.“ — „Sie haben Alles verloren, Herr Graf, aber Alles soll Ihnen ersetzt werden, darauf mein Wort; sogar den Ring nicht ausgenommen, dessen falsche Juwelen den verderblichen Knoten Ihres Abenteuers schürzten. Er bleibe Ihnen zum

Gedächtniß des fatalen Abenteuers, welches ungeschehen zu machen Ihnen gegenüber meine heiligste Pflicht seyn wird. Belieben Sie, Ihre Aussagen diesen würdigen Gerichtspersonen vorzulegen, die sich bei mir versammelt haben; erlauben Sie mir jedoch zuvörderst, daß ich Ihrem Herzen einen süßen Trost gewähre, indem ich Ihnen den gewiß schmerzlich vermißten treuen Diener wieder zuführe." Die Herzogin gab ein Zeichen, und herein trat in der Mitte der Gerichtspersonen der schüchterne La Brie. Erstaunen und Ueberraschung malten sich auf den Zügen des Bedienten, das Gesicht des Gefangenen wurde lang und blaß. „O, wie dumm, wie dumm!" murmelte er, von seiner Zuversicht verlassen, vor sich hin, während La Brie mit gerungenen Händen ausrief: „Ach, Herr von Hymbercourt, wo kommen Sie her? Wo haben Sie meinen Herrn gelassen? Soll ich denn den wackersten Edelmann Frankreichs nicht mehr sehen?" — „Hymbercourt?" wiederholten verwundert alle Anwesenden; der Franzose stampfte mit dem Fuße und starrte finster auf den Boden, und La Brie fuhr klagend fort: „Ich glaubte Sie schon über alle Berge, ich hoffte meinen Herrn wieder in die Arme zu drücken. Wissen Sie denn gar nichts von ihm? Sie führten ihn ja zu dem unglückseligen Rendezvous!" — Der Abbate unterbrach ihn dringend und mit verdutztem Gesicht: „Bursche, was redest Du? Ist dieser nicht Dein Herr? dieser nicht der Graf Kerghanu?" — „Gott bewahre!" seufzte La Brie und attakirte den Pseudoherrn mit bitteren Vorwürfen. „Ich glaube, Herr Baron, daß Sie nur Ihren Scherz mit uns treiben. Sie wollen sich für meinen Herrn ausgeben? Wie fällt Ihnen das ein? Haben Sie meinen Herrn nicht verlockt? Kamen Sie nicht bei sinkender Nacht zu mir, und sagten mir, der Herr Graf

habe einen Fürsten todtgeschlagen und erwarte mich in Capua? Waren Sie nicht dabei, als der Polizeiofficier kam und die Effekten und Chatulle meines Herrn in Beschlag nahm? Haben Sie mich nicht nach Capua begleitet, wo ich den Herrn nicht fand, und verschwanden Sie da nicht plötzlich wie ein Geist? Ich hätte verhungern müssen, man hätte mich als Vagabunden aufgegriffen, wenn nicht just der französische Gesandte, nach Neapel gehend, durchgereist wäre. Ich liebe die dreifarbigen Cocarden nicht, aber dieses Mal waren sie meine Retter. Ich kannte den Courier und klagte ihm mein Leid, der Courier klagte es dem Koch, der Koch dem Kammerdiener, der Kammerdiener der Kammerfrau, und diese dem Herrn Gesandten. Welch' ein Glück, daß ich in Paris war und dort den Courier kennen gelernt hatte! Der Herr Gesandte war nicht so einfältig, wie mein Herr, und witterte auf der Stelle eine Spitzbüberei. Unter seinem Schutz kam ich wieder hierher, wurde ich der Frau Herzogin vorgestellt, die gar nicht die Herzogin meines Herrn ist, ließ ich den schändlichen Bocchino gefangen nehmen, der aber bis jetzt noch Nichts bekannte und immer meine Ehrlichkeit Lügen strafte. Wo aber ist mein Herr? Wo sind die Effekten meines Herrn? Wo sein Geld? Die Polizei hat nichts davon gesehen, und verschwunden ist die schlechte Betrügerin, die uns genarrt hat. Aber gerne Alles eingebüßt, wenn nur der Herr Graf wieder vorhanden wäre!" — Die naiven Vorwürfe des guten La Brie trugen den Stempel der Wahrheit viel zu sehr, als daß sie nicht tiefen Eindruck hätten machen müssen. Hymbercourts Frechheit erlag in dumpfem Schweigen, aber man bedurfte seiner Worte nicht, denn die Entwickelung kam rasch herbei, und zwar in der Person des Custode der Vicaria. Zitternd vor Angst trat der Gemel-

dete vor die Herzogin und die Gerichtspersonen, und fuhr, plötzlich wieder auflebend, wie ein gereizter Geier auf seine Beute, auf Hymbercourt, indem er rief: „Gelobt sey der heilige Januarius, der mich diesen Gauner wiederfinden ließ. Der Herr Abbate hat den Unrechten mit sich genommen; das Spitzbubenvolk sammt und sonders war zur Spazierstunde im Hof versammelt, der Graf hütete aber seine Spelunke wegen Unpäßlichkeit. Kaum hatte der Schließer gerufen: „Wo ist der Franzose, der an Ihre Excellenz die Herzogin von Ciceri geschrieben?“ als schon dieser Galgenvogel sich auslieferte, begierig, seinem Käfig zu entkommen. Der Teufel merke sich die vermaledeiten Namen, welche die Franzosen aus ihrer Heimath mitbringen. Eine Verwechslung läuft leicht mit unter, aber ein Ungefähr entdeckte diese gleich nachher, und der andere Franzose wartet draußen.“ — Keine Minute verging, und Kerqbanu stand in abgerissener schmutziger Kleidung vor der Versammlung, weinte und lachte in den Armen seines La Brie, und wußte nicht, wie ihm der Herzogin gegenüber geschah. „Sie hier, Hymbercourt?“ fragte er gutmüthig. „Wie hängt das Alles zusammen? Bin ich denn noch immer betrunken? Wo ist denn die Herzogin, die ich meine? Das Beste ist, daß endlich die Geschichte aufs Reine kommen wird, daß ich frei werden muß, wenn ich in der That keinen Menschen umgebracht habe, wie mir der ehrliche Custode sagte. Aber ich werde gewiß ein Narr; der Marchese soll am Fieber gestorben seyn, und ich sah ihn doch so natürlich vor meiner Klinge zu meinen Füßen fallen. Was soll ich davon denken, Hymbercourt? Als ich Sie diesen Morgen in das Gefängniß bringen sah, behaupteten Sie, nicht zu wissen, warum Sie verhaftet, und der Custode erzählt mir just, daß Sie in der Kirche eine

goldene Uhr gestohlen. Der Himmel bewahre mir meine Sinne; wenn ich wieder heimkomme, werd' ich ein Trappist." — Während dessen trat der Abbate, der hinausgerufen worden war, zu der Herzogin, und sagte ihr: „So eben erhalte ich die Nachricht, daß Bocchino Alles zu gestehen begehrt." Mit zufriedenem Lächeln vernahm die Herzogin diese Botschaft, ließ den falschen Baron Hymbercourt nach der Vicaria zurückbringen und erquickte den Grafen mit allen Bequemlichkeiten, die sein leidensvoller Zustand ihm nothwendig machte.

9.

Am Meeresstrand, unfern vom Hafendamm, dort, wo das letzte Bischen Ehrlichkeit in Neapel ausgeht, trieb in einem kleinen Häuschen, dessen Thüre streng verschlossen war, ein Weib geschäftig ihr Wesen, bemüht, Bündel und Kisten zu packen und Alles aufzuräumen, was ihr zu Handen war. Es war Abend und dunkelte bereits. — Die geschäftige Frau wurde dann und wann in ihrer Arbeit unterbrochen. Man klopfte häufig an den Fensterladen, durch dessen Ritze sich ein schwacher Strahl der Lampe stahl. „Heda, Maddalena, komm heraus!" — „Was soll's?" — „Mamma Rosina läßt Dich rufen; es sind schöne Engländer bei ihr, haben viel Geld." — „Laß mich zufrieden, ich kann heute nicht."

„Heda, Maddalena!" — „Ei, was gibt's?" — „Der Herr Superior fragt nach Dir." — „Laß mich, ich habe keine Zeit."

„Holla, Maddalena!" — „Ei, um Jesu Willen, wer ist denn schon wieder draußen?" — „Ein Briefchen

von dem jungen Leonardo." — „Gott helf' Euch! Bringt's morgen Abend." — „Seyd Ihr eingesperrt, Maddalena? Hat Euer Mann, der alte Narr, wieder seine eifersüchtigen Grillen?" — „Gott bessere ihn und Euch; ich bin für Euch heute nicht zu Hause."

„Ho, ho, Maddalena!" — „Wer da?" — „Matteo." — „Gleich, guter Junge, laß ich Dich ein." —

Maddalena öffnete, Matteo schlüpfte ins Haus, eine stämmige Lazaronifigur, ziemlich unbeholfen in modischen Kleidern. — „Was bringst Du, guter Knabe?" — „Der Franzose ist gefangen; er hat sich, während er auf einer Uhr arbeitete, erwischen lassen." — „Hu, wie ungeschickt! Den muß ein böses Auge angesehen haben. Ich hab' ihm oft gesagt, daß er sich mit solchen Kleinigkeiten nicht mehr abgeben soll. Wir fanden unser Auskommen so gut, und ganz allein von Fremden, ohne die lieben Mitbürger zu betrüben." — „Wenn der Franzose nur nicht plaudert, Maddalena." — „Das thut er nicht; er hat zu viel Welt dazu, er ist ein Philosoph." — „Wenn die Geschichte mit dem Grafen herauskäme . . . wir kämen auf die Galeere. Du, Maddalena, ins Zuchthaus, und wir Uebrigen auf die Ruderbank. Der Franzose wird sein Geld haben wollen, sonst plaudert er gewiß." — „Das heben wir ihm auf, mein Junge. Kein Denar soll daran fehlen." — „Ihr könntet mir wohl ein paar Dukati mehr von der Beute geben, weil ich den dummen Franzosen so vortrefflich fuhr und noch vortrefflicher absetzte." — „Später, mein Junge; Du sollst nicht vergessen werden." — „Was bedeuten denn aber die Koffer und die Kisten?" — „Mein Alter will nach Sorrento ziehen, um dem müßigen Gerede auszuweichen. In drei bis vier Tagen ziehen wir dahin. Hole früher Dein

Geld." — „Das will ich. Schade, daß wir uns trennen müssen. Du hast's aber auch zu arg gemacht mit dem Franzosen. Zu viel auf einmal." — „Nach Hohem strebt eine edle Seele. Geh' aber jetzt; ich höre meinen Alten, und er sieht Dich nicht gern allein bei mir."

Matteo schwang sich zum Gartenfenster hinaus, während der Mann Maddalena's die Hausthüre öffnete. Er steckte in der Tracht eines Mannes aus dem niedern Volke. Sein Gesicht war mürrisch, hastig sein Gang, und er begann mit schlecht verhaltenem Groll: „Da siehst Du nun, wohin Deine Habsucht uns gebracht hat. Das Abenteuer mit dem Franzosen macht von Neuem Lärm in der Stadt. Hättest Du lieber Dein stilles Handwerk fortgetrieben, wie zuvor, ich trüge noch heute Deine Adressen herum, und wir befänden uns wohl. Aber da fuhr der Donna der alte Tänzerhochmuth durch den Sinn, und sie wollte die große Dame spielen, und ich mußte eine Livree anziehen, und den Bedienten machen, und am Ende beredet sie noch der Gauner, der Henry, auf die Herzogin von Ciceri zu lügen, eine ganze Bande zusammenzubringen, und auf eine Weise zu arbeiten, wozu unsere Mittel nicht hinreichen. Nun sitzen wir in der Christbescherung. Hab' ich darum so oft zur Mutter Gottes gebetet, daß sie uns ja immer zuerst die Fremden zuschicke, die ans Land steigen? Wir sind verloren, wenn wir nicht eilends davon können. Der französische Graf ist wieder hier, sein Bedienter ist wieder da, der Teufel hat alle Täubchen wieder zusammengeführt. Der Betrug ist offenkundig, die Kupplerin Leontine von Casserta schwitzt schon Blut ob einer möglichen Entdeckung. Was aber das Schlimmste ist, Bocchino will Alles gestehen, hat vielleicht schon gestanden."

— „Was?" schrie Maddalena außer sich, „hat der Schurke nicht den besten Antheil erhalten? Was konnte er sich Besseres wünschen, als die Garderobe des Grafen? Der Spitzbube, der verflucht sey, und vermaledeit seine Aeltern, und vermaledeit alle seine Todten im Fegefeuer! Er hat schon früher Alles verrathen, der Hund, ich wette. Wie käme sonst der Graf aus den Händen der Häscher? Hab' ich ihn nicht in jenem Briefe als einen gefährlichen Menschen bezeichnet, und brauchen unsere Carabinieri mehr, als das? Unser Sohn, der gute Nicolo, der sich als Prinz erstechen ließ und sodann als Polizeibeamter die Beute in Beschlag nahm, der brave Bursche hat uns sicherlich nicht verrathen. Aber Bocchino, Henry, Matteo, Leontine, sie sollen büßen. Hier steht die Chatulle des Grafen, noch unangerührt, hier stehen unsere übrigen Ersparnisse, aber verdammt sey der Carlin, den einer von jenen Spitzbuben von uns erhält. Hast Du ein Schiff, Alter? Ein Schiff nach Sicilien, oder nach Rom, oder Livorno?" — „Ich nicht, Maddalena; wenn Nicolo nicht glücklicher ist, als ich ..."

Während dessen klopfte Nicolo und brachte stürmische Freude in die Hütte. Ein Schiffer aus Civitavecchia würde binnen zwei Tagen aus dem Hafen laufen, drei Plätze seyen gemiethet, und mit Tagesanbruch solle man die Effekten an Bord schaffen. — „Gelobt seyen alle Heiligen!" rief das würdige Paar mit dankbar erhobenen Händen, und der Alte setzte hinzu: „Mir ist wieder ganz wohl zu Muthe, denn mir zitterte vor Schergenfurcht der Boden unter den Füßen."

Da polterte es an der Thüre mit Waffengeräusch, und die Pforte sprang auf. „Die Häscher!" schrien die Schuldigen, und die Männer sprangen aus den Fenstern

— in die Hände bewaffneter Soldaten, die das Haus umringten. Maddalena ließ sich, in anständige Ohnmacht versunken, von den Polizeiofficianten festnehmen und lieferte die Schätze ihrer Industrie aus, denn Kerqhanu's und La Brie's Gesichter unter dem Haufen wahrnehmend, hatte die Erherzogin und Ertänzerin begriffen, daß ihre Rolle ausgespielt sey. Als das Dreiblatt abgeführt wurde, donnerte vom Castel nuovo der Kanonenschuß, der den Hafen schließt.

Das heimliche Gericht der Galeerensclaven.

Die Sträflinge kehrten von der Arbeit zurück, die Pforte des Bagno rauschte auf, und die Wächter, mit Säbeln und dicken Stöcken bewaffnet, traten vor, die Unglücklichen zu untersuchen, wie es der Brauch ist, so oft sie im Hafen oder in den Werkstätten der Regierung gearbeitet haben. Paarweise aneinander gefesselt, die Ketten über die Schulter geworfen, daß die Kugel auf den Rücken herabhing, die Kappe in den Händen, gebückten Hauptes und müden Fußes schlichen die Sclaven durch die Pforte, wurden durchsucht, und in's Bagno entlassen. Ein alter Verbrecher, der schon lange im Galeerenhause verdächtig war und den seine Kameraden mit dem Festnamen Guillotiné bezeichneten, hatte das Loos, diesen Abend länger aufgehalten zu werden, als gewöhnlich. Die Kette, die ihn mit seinen Unglücksgefährten verband, wurde genau besichtigt, mit einem eisernen Hammer geschlagen, und man fand endlich, daß ein Theil derselben, kaum sichtbar, durchschnitten worden.

„Oho, Alter! wo hast Du die Feile?“ fragte ein barscher Argousin. Der Alte schüttelte schweigend den Kopf.

„Heda, willst Du mir nicht sagen, wo das Werkzeug steckt?“ fuhr der Wächter fort, indem er sich an

den Gefährten des Alten wendete. Der Spitzkopf zuckte die Achseln, schüttelte ebenfalls den Kopf.

„Ihr Tagediebe und Schelme!" rief der Aufseher zornig und schwang den Stock: „Ich könnte Euch prügeln lassen, bis Ihr gesteht; doch werden die Prügel noch immer zeitig genug kommen. Ich will Euch erzählen, was mir der kleine Finger sagte. Der alte Spitzbube hat in einem Winkel der Seilerei vermittelst einer Uhrfeder den Ring zu durchschneiden begonnen, und die Uhrfeder steckt in einem Spalt seines Holzschuhes. Her mit den Schuhen! Hier das Instrument. Siehst Du, daß ich Alles weiß, Du unverbesserlicher Schlingel!"

Die langen Reihen der Sträflinge, die hinter dem Alten standen, schauten finster und betroffen der Scene zu; über das blasse Gesicht des ertappten Gauners stieg langsam die Röthe der Beschämung auf; die Stirne seines Gefährten glühte vor unterdrücktem Zorn.

„Gebt dem Alten dreißig Prügel!" sagte der Inspector. „Noch einmal etwas Aehnliches, und ich lasse Dich auf ein paar Wochen in das Wasserloch stürzen."

Ohne Aufschub wurde das Urtheil vollzogen, die Sträflinge waren Zeugen. Einer von ihnen, ein bärtiger, kolossaler Mann mit verwegenem Antlitz, murmelte seinem blutjungen marmorbleichen Kameraden zu: „Welche Infamie, solche Mißhandlung anzusehen!" und der Kamerad antwortete mit einem Seufzer: „Ach, lieber sterben, lieber auf der Stelle des Todes seyn!" — Ein Wächter hatte diesen leisen Zwiesprach gehört und schlug unbarmherzig auf die Schultern der Beiden.

„Schweigt, oder Euch erwartet der Kerker!" Sie schwiegen knirschend. Nachdem die Züchtigung vorüber, traten sie in den Schuppen, wo sie auf harten Bänken

die Nacht zu verträumen oder zu verseufzen gewohnt waren. Nun erfolgte eine höllische Scene, die sich für jene Unglücklichen allabendlich erneuerte. Von den Pfeilern, welche das Gebäude stützen und in einer Reihe zwischen den Schlafbänken stehen, wurden die langen Ketten herabgelassen, bestimmt, an die übrige Eisenlast der Sclaven gehängt zu werden und jede Partie von zwei, vier oder sechs Bankgesellen an ihre Schlafstellen zu fesseln. In tactmäßiger Bewegung schritten, nachdem dies Geschäft verrichtet, die Sclaven klirrend nach ihren Marterbänken, die Argousins kommandirten, und rasselnd legten sich die Rotten, gleich wilden Thieren in dem Käfig, nieder. Einige Laternen, die in starker Drahtvergitterung oben am Gebälk hingen, wurden angezündet; noch einmal machten Schließer und Schergen die Runde, prüften die Eisenbande, durchstöberten die zerlumpten Wolldecken der Sclaven. Einer der Wächter näherte sich dem bärtigen Richard, nahm mit sicherer Hand unter dem Strohpolster desselben ein zusammengelegtes Papier hervor, öffnete es und sagte: „Du hast hier mehr Geld beisammen, als Dir erlaubt ist. Zu welchem Ende klebt das Strafreglement an der Thüre des Bagno, wenn Ihr Euch nicht darnach richtet? Du sollst nicht mehr als zehn Franken bei Dir haben, und hier sind fünf und zwanzig. Du verdienst eben so viele Prügel, und wenn ich sie Dir jetzt erlasse, so geschieht es nur, weil Du sonst ein braver Kerl bist und Soldat warst, wie ich.“

„Das Geld gehört mir und meinem Kameraden zu gleichen Theilen,“ entgegnete Richard finster. „Nicht wahr, Olivier? Du thust mir die Ehre an, mir Deinen kleinen Schatz zu vertrauen?“

Olviier nickte stumm, und der gerührte Argousin

sprach, da er sich unter dem Getümmel von keinem Andern bemerkt sah: „Eure Freundschaft, gute Jungen, ist zum Sprichwort im Bagno geworden. Nehmt Euch nur vor den verfluchten Denuncianten in Acht, die aus Wohldienerei uns Alles hinterbringen. In diesem Saale ist Baptiste der Spion, merkt Euch das."

Er entfernte sich, und auf der Bank liegend, flüsterte Olivier: „Wer ist der Baptiste?"

„Ein ehemaliger Notar," antwortete Richard verdrießlich; „derselbe, der unter Tags frei herumgeht, eine Perücke auf dem geschorenen Kopfe trägt und einen Ring am Fuße, den man kaum bemerkt. Er genießt vieler Freiheit, schreibt im Büreau des Intendanten, beaufsichtigt die Seilerwerkstätten und verräth Alles, was sein Schelmenauge aufspürt. Verfluchtes Schicksal! Der Hund hat viele Tausende veruntreut und wird hier wie ein Schooßkind gehalten, während ich, der ich einen Theil meiner Militäreffecten verkaufte, um meiner Mutter Brod zu schaffen . . ."

Erschöpft von Grimm schwieg Richard, und Olivier versetzte erschüttert: „Ja, Du bist ein Heiliger unter diesen Menschen, der Märtyrer eines kannibalischen Gesetzes. Während die ruchlose Infamie der Uebrigen sie aufrecht erhält, richtet Deine Unschuld Dich empor in diesem Aufenthalt der Schande. Ich bin aber der Unglücklichste von Euch Allen, meine Schuld vernichtet mich, und ich gewinne nie die Fassung, mein verdientes, aber abscheuliches Loos zu tragen."

Olivier verbarg sein Gesicht mit beiden Händen. Der Aermste trug erst seit ein Paar Monden die rothe Casaque der Galeere; ein leichtsinniger Streich, ein verfälschter Wechsel hatte ihn, der einer respektablen Familie ange-

hörte, an das Halseisen gebracht, zur scheußlichen Brandmarkung verurtheilt, in das Bagno von Brest gestoßen. Nimmer konnte er die Schmach verwinden, stets seufzte er nach dem Ende seiner Leiden, nichts vermochte ihn zu trösten, nicht einmal der glückliche Zufall, daß er mit dem bedauernswerthen Richard zusammengekoppelt wurde, der ihn gegen allen Schimpf der im Bagno versammelten Verbrecher beschützte und sorgfältig vermied, durch ein rohes Wort das zartere Gefühl seines interessanten Kettengefährten zu verletzen. — Wie immer, so auch jetzt, versuchte der unglückliche Soldat den Jüngling zu ermuthigen, und indem er sich gegen ihn kehrte, seine Schulter zu berühren ihm die Hände vom Gesicht zu ziehen, tastete er mit Staunen auf den Griff eines offenen Messers, das, unter den Lumpen der Lagerstatt seines Gesellen verborgen, den Nachforschungen des Wächters entgangen war. —

„Unbesonnener!" raunte Richard dem erschrockenen Olivier zu: „Wozu dieses Messer?"

„Schweige, es ist mein, ich habe mir's verschafft!"

„Wozu aber, mein Freund, wozu?"

„Ich halte es nicht länger aus in dieser Hölle und will mich tödten, und bitte just den Allmächtigen um Stärke und Muth."

„Du wirst das bleiben lassen, junger Mensch. Her mit dem Messer!"

„Lasse es mir, um Gotteswillen!"

„Still, und gehorche, sonst werde ich zum ersten Mal in meinem Leben ein Verräther. Gib, morgen versenke ich das Messer im Hafen."

Die zunächst ruhenden Sträflinge klirrten ungeduldig mit ihren Fesseln und riefen drohend: „Was habt Ihr denn, in's Teufelsnamen? gebt Ruhe, daß wir schlafen

können!" Und die Stimmen der Argousins schallten durch den Raum:

„Stille! Ruhe mit den Ketten, kein Mensch rühre sich!"

Richard versteckte das Messer unter seinem Polster, und Todtenstille trat ein. Bald schnarchten die Galeerensclaven, als wie im tiefsten Schlummer, und die Wächter verließen ohne Geräusch ihre Posten hinter den Schlafbänken, zogen sich vor die Thüre zurück, um den höllischen Miasmen zu entgehen, die das Bagno verpesteten, und sich mit Würfelspiel die Zeit zu vertreiben bis zur nächsten Runde.

Die listigen Sclaven hatten diesen Augenblick erwartet, nach der Reihe hoben sie, einer um den andern, die Köpfe empor, richteten sich ohne Geräusch etwas auf, und vertrauliches Flüstern rauschte durch den Schlafsaal. Einige speisten stille ihr Kommisbrod, andere kauten Taback, tranken ihren Rest von Cyder, die wenigsten schliefen. Das verstohlene Geplauder ging von der Bank aus, wo der alte Guillotiné lag, und von Mund zu Mund, wie eine geheimnißvolle Parole, gelangte bis zu Richards Ohren der Befehl, endlich über das Schicksal des verrätherischen Baptiste zu entscheiden, dem alle Genossen dieses Saals die verschiedenen Quälereien zuschrieben, welche sie bereits erduldet. Der Beschuldigungen waren unzählige, die Züchtigung des alten Präsidenten dieser Verbrechercompagnie kam nicht minder auf die Rechnung des gehaßten Baptiste. Alle Stimmen vereinigten sich dahin, daß nur der Tod diese Niederträchtigkeit gebührend lohne. Von alten Zeiten her übten die Kettenträger der Galeere unter sich ein verschwiegenes fürchterliches Rächeramt, und die Angeberei stand auf der ersten Stufe der zu strafenden Vergehen

Olivier stimmte nicht. Richard sprach kaltblütig mit den Anderen das Todesurtheil. Der sogenannte Präsident benachrichtigte nun auf dieselbe Weise, wie zuvor beliebt worden war, seine Gesellen, daß es nöthig sei, die Strafe schnell zu vollziehen, da der Verbrecher, wie man genau wisse, diese Nacht zum letzten Mal im Bagno schlafen werde, indem der Intendant beabsichtige, ihm einen größeren Grad von Freiheit zu verleihen; daß alsdann bei vermehrter Gewalt, seinen Mitgefangenen zu schaden, Baptiste weniger Gelegenheit darböte, von der Strafe getroffen zu werden. Die Loose seyen schon bereitet, in eine dazu bestimmte Mütze verschlossen, und Jedermann wisse, welches das entscheidende sey.

So eben wurde die Thüre geöffnet, Baptiste, aus der Intendanz kommend, hereingeführt, an seinen Pfeiler, seine Bank und seinen Kameraden geschlossen. Während die Ketten rasselten, die Flintenkolben der Soldaten den Boden stampften und die Wächter ihre Runde machten, kreiste die Mütze so zu sagen unter ihren Augen von Bank zu Bank, und die Loose wurden gezogen. Sie waren so einfach als möglich, Zettelchen von grauem Papier, darunter verloren ein rothes. Richard zog das rothe Loos und ließ alsobald die Mütze wieder zurückgehen. Wie im Fluge gelangte sein Name zur Kenntniß der Verschworenen, und Baptiste's eigener Kamerad, der tückische Normand Gigot, sagte mit spöttischem Lächeln zu dem Notar: „Ich wünsche Ihnen eine gute Nacht, mein Herr, und ein recht fröhliches Frühstück."

Baptiste erwiederte verdrießlich, indem er sich mit Ekel von dem Spötter wegwendete: „Ich danke, und es wird auch also seyn. Morgen trete ich völlig in die Dienste des Intendanten."

„Ich empfehle mich Ihrer Gnade.“

„Gute Nacht!“

Die Wächter verließen den Saal nur auf einen Augenblick. Olivier fragte leise seinen Kameraden: „Welches Loos zogst Du?“

„Ein weißes; es war das letzte.“

„Wer empfing denn das fürchterliche?“

„Ich weiß nicht.“

„Ich zitterte, daß Du es ziehen möchtest. Was hättest Du in diesem Falle gethan?“

Ei nun, ich hätte mich gefügt.“

„Wie?“

„Es ist dann keine Wahl. Mein Leben wäre verloren gewesen, vielleicht auch das Deinige. Du kennst diese Tiger noch nicht.“

„Ich bebe für den nächsten Morgen.“

„Schlafe ruhig, armer Junge. Vielleicht verhindert die Wachsamkeit der Schergen das ganze Vorhaben.“

„Gott gebe es!“

Die Wächter kamen zurück, Niemand rührte sich mehr. Die Nacht verging und trübe oder rothgeweinte Augen begrüßten die ersten Strahlen des Tages. Dienstknechte der Galeeren wurden eingelassen, den unsaubern Aufenthalt zu reinigen. Die Glocke, die Trommel und die Stimmen der Schildwachen riefen zur Arbeit. Die Schließer öffneten unbesorgt und leichtsinnig die Ringe der Pfeilerketten, die Sclaven rasselten von ihren Bänken auf und verwirrten sich in der Mitte des Saals in einen dichten Knäuel. Baptiste, dessen Bank im Hintergrunde des Saals befindlich, war Einer der Letzten, die losgeschlossen wurden. Fesselfrei drängte er sich durch die geschaarte Menschenmasse nach dem Ausgang. Da er

an Richard vorbeikam, empfing er einen heftigen Stoß in die Seite.

„Tölpel!" rief er herrisch und drehte sich nach dem vermeinten Beleidiger um, aber das Wort starb auf seiner Zunge, er taumelte und schlug zu Boden unter wildem Geschrei und Rasen der Galeerensclaven.

„Brav!" schrien die Entmenschten: „Armer Herr Baptiste! einen Pfarrer her, der Notar will sein Testament machen!"

Die Wache machte sich mit Stößen und Schlägen Platz und drang zu dem Verwundeten, der ängstlich die Augen rollte, aber kein Glied mehr zu rühren vermochte. Er starb, ohne eine Sylbe zu reden, bevor der Chirurgus herbeikam. Die Sclaven umstanden ihn ohne Theilnahme, mit Teufelsblicken; nur dann und wann richteten sich ihre Augen verstohlen mit heimlicher Freude auf Richard, der mit gekreuzten Armen finster blickend vor sich hinstarrte, während Olivier neben ihm wie vernichtet brütete.

Beim Eintritt der herbeigerufenen Commissarien des Seetribunals wurden die Sträflinge in Reihe und Glied geordnet. Keiner zuckte mit der Wimper, Richard blieb kalt, selbst Olivier richtete sich furchtlos empor.

„Wer hat die entsetzliche That begangen?" fragte der Richter einen jeden der Verbrecher, da keine Blutspur auf ihren Kleidern zu erkennen war. Ein Jeder antwortete: „Ich war es nicht", und Keiner verrieth den Thäter.

„Ich weiß nicht", sagte auch Richard kaltblütig.

„Führt mich hinweg", sprach dagegen Olivier mit fester Stimme: „Ich habe diesen Menschen ermordet, unter jener Bank liegt das Messer, womit ich den Mord verübte."

Versteinert gafften die Sclaven den jungen Menschen an, Richard wurde blaß vor Entsetzen und konnte nur die Worte stammeln: „Olivier, mein Freund, was hast Du gethan?“

„Ich hasse das Leben und begehre um jeden Preis zu sterben“, sagte Olivier mit bedeutendem Blicke: „Bedaure mich nicht und gedenke meiner.“

Richard, in mancher Schlacht so muthig und tapfer, fühlte sich ermattet und feig vor dem Edelsinne Oliviers. Er schwieg, die übrigen Frevler waren nicht minder stumm, und die Schergen der Gewalt, froh, ein Opfer zu haben, schlossen Olivier von Richard los, schleppten ihn vor das Gericht, das stets binnen wenigen Stunden über das Loos eines strafbaren Galeerensclaven entscheidet.

Als Richard wieder zu sich kam, tobte er als wie ein Wahnwitziger, betheuerte Oliviers Unschuld, verlangte, vor Gericht seine Aussage abzugeben. Seine Mitgefangenen verschrien ihn jedoch als einen Narren, und der Arzt schickte ihn in's Lazareth, statt vor das Tribunal. Mittlerweile wurde Olivier verdammt und nach wenigen Stunden hingerichtet. Man mußte während der Exekution den armen Richard mit dem Zwangskamisol in's Cachot setzen; nachdem Oliviers Blut geflossen, ließ man den alten Soldaten wieder in das Spital, woselbst die Kranken, die vom Fenster aus die Hinrichtung mit angesehen, ihm dienstfertig Alles schilderten, was sich dabei begeben. Von der Wuth zur Erschöpfung herabgestimmt, horchte Richard mit gesenktem Kopf, mit gefalteten Händen, aber sein Antlitz belebte sich bald mit ingrimmiger Heftigkeit, als die Erzähler ihm meldeten, daß, weil ein Scharfrichter gefehlt, der unbarmherzige Gigot sich erboten habe, dessen Amt zu verrichten und das Beil fallen zu lassen. Mit geballten

Fäusten schlug Richard seine Stirn und seine Brust, heulte Thränen der Verzweiflung, und sprach endlich, sich begütigend und seinen Zorn bezwingend: „So weiß ich doch noch, warum ich fürder lebe. Dem armen Olivier ist wohl; der Tod hat ihn glücklich gemacht. Aber der grausame Gigot, der das Blut des Unschuldigen vergoß, wissend, daß er unschuldig war, soll dafür büßen mit Leib und Leben!"

In einer der engen Straßen, die zu dem Hafen von Toulon führen, stießen zwei Männer auf einander, von denen der Eine den Andern plötzlich anhielt und mit rauhem Tone die Frage an ihn stellte, wie er heiße, woher er komme, wohin er gehe. Ruhig entgegnete ihm der Gefragte: „Ich heiße Mathieu Vernou, hier ist meine Marschroute, denn ich gehöre zu den Rekruten des neuen afrikanischen Jägerregiments."

Der Erstere durchflog mit geübtem Auge den Paß und entgegnete: „Das Papier ist in Ordnung, aber ich bemerke mit Vergnügen, daß mein Scharfblick mich nicht täuschte. Wir haben uns vor mehreren Jahren gekannt." —

„Wahrhaftig, und wenn es in dem Bagno zu Brest gewesen wäre, alter Freund Gigot."

Gigot erröthete ein wenig, zuckte die Achseln und versetzte: „Selbst der Gerechte fällt sieben Mal in einem Tage; jene Zeit soll uns keinen Kummer machen. Sind wir doch rechtschaffene Leute geworden. Du ein Soldat und ich ein Adjutant bei Chiourme."

„Ich gratulire. Wir sahen uns schon lange nicht; seit dem Jahre, wo Du Dich dazu hergabst, das Beil auf den Hals des armen Olivier fallen zu lassen. Sage mir nur, wie Du es über's Herz bringen konntest?" —

„Je nun, lieber Mathieu, was thut man nicht um der Freiheit willen? Man versprach, meine Ketten zu lösen, und ich hatte nicht Lust, einen neuen Kameraden zu bekommen, nachdem Baptiste des Todes verblichen. Meine Hand zitterte freilich, mein Herz bebte; Oliviers blasses Haupt ist mir seither hundertmal im Traum erschienen, . . . aber die Freiheit, lieber Alter . . . die Freiheit ist doch der größte Schatz. Und der Herr Intendant hat Wort gehalten, hat mich schleunigst nach Paris geschickt, wo ich unter der Sicherheitsbrigade einen herrlichen Platz fand, bald meine völlige Lossprechung und Rehabilitation erlangte, bis man mich vor Kurzem hierher in die Chiourme versetzte."

„Du hast wohl gethan, Dich dazumal von Brest eiligst davon zu machen. Ich versichere Dir, Deine Henkerverrichtung hätte Dir unfehlbar das Leben gekostet. Vater Guillotiné hielt ein strenges Gericht über Dich, worinnen Du fast einstimmig zum Tode verurtheilt wurdest."

„Ich weiß es, guter Mathieu."

„Es wurde dazumal auch der Vollstrecker des Urtheils ernannt: Richard, der Soldat, bot sich selbst dazu an, um Oliviers Tod zu rächen. Nimm Dich vor dem Menschen in Acht, Freund Gigot; Du weißt, daß die Urtheile der Galeerensclaven sich nie verjähren."

„Das Alles ist mir wohlbekannt, und längst traf ich meine Maßregeln. Ich habe nicht umsonst in Vidocq's und Lacour's Schule gelernt. Zu Paris war ich allen Gaunern auf der Spur, führte ein genaues Register über diejenigen, die in meinem Saale zu Brest gefangen saßen, und machte namentlich den gefährlichen Richard unschädlich!"

„Bravo! wie fingst Du es an?"

„Er hatte seine Strafe ausgehalten, war mit dem

gelben Laufpaß nach seiner Heimath zurückgekehrt, sollte daselbst unter Polizei-Aufsicht verbleiben. Natürlich fand er dort nur Schmach und Verachtung, Hunger und Kummer, aber keinen Erwerb für sich und seine alte Mutter. Da brach er, wie so Viele thun, seinen Bann, kam nach Paris, um in dem großen Strudel unerkannt zu leben. Sein Unglück führte ihn unter meine Augen, unsichtbar folgte ich seinen Schritten; ich hätte ihn anzeigen, auf einige Jahre in das Gefängniß bringen können . . . aber mir wäre damit nicht geholfen gewesen. Einst wäre er dennoch frei geworden und mir gefährlich geblieben. Ich mischte daher die Karten sorgfältiger, entzog ihm nach und nach durch geschickte Ränke jeden Verdienst, verwickelte ihn in besoldeter Spitzbuben Gesellschaft. Sein Elend brachte ihn vollends in die Schlinge; seine uralte Mutter vom Hungertode zu retten, nahm er Theil an einem gewaltsamen Einbruch, und seine Helfershelfer lieferten ihn verabredeter Maßen an die Gerichte aus. Das Gesetz bedrohte ihn mit der Todesstrafe, die nachsichtigen Geschworenen milderten den Thatbestand, und die Assisen schickten meinen Feind auf Lebenszeit der Galeere zu. Jedenfalls bin ich seiner entledigt, denn ein rekommandirter Sträfling wie er, kömmt nicht von seiner Kette los. Zudem liegt ganz Frankreich zwischen uns. Er in Brest, ich in Toulon — nur ein Wunder könnte uns je wieder zusammenführen. Ich bin völlig ruhig, habe ein braves Weib, Kinder, die mich lieben, und ein Auskommen, welches mir jede Sorge, jeden Fehltritt erspart."

„Danke Gott dafür; schon um Deiner Familie willen wünsche ich, daß sich kein Wunder begebe, wie dasjenige, dessen Du erwähntest. Leb' wohl, Freund Gigot. Ich gehe, das Transportschiff zu besteigen."

„Leb' wohl; ich muß nach Castineau, wo heute der alte Capitain Thierry mit einer neuen Kette von Galeerensclaven ankömmt, die ich zu visitiren habe."

Beide trennten sich; Gigot bestieg die Chaluppe des Kommissärs und fuhr den Sträflingen entgegen. Die Seesoldaten standen mit geladenen Gewehren in doppelten Reihen am Ufer, von Ollioules her schwankte der eisenbeladene Zug, dreihundert Verbrecher an der Zahl, voraus rollte das Cabriolet des alten Hauptmanns. Begrüßend trat zu ihm der Unterofficier der Chiourme, schüttelte ihm die Hand und fragte, was er Neues bringe.

Thierry erwiederte mit gewohnter Jovialität: „Lauter brave Bursche, viele Meister des Handwerks. Für dieses Mal hab' ich nicht blos hungrige Diebe, sondern eine Menge von Retourpferden und herzhaften Leuten, die ihr Leben einsetzten, um an das Leben ihrer Feinde zu gelangen. Ueberdieß besteht ein Drittheil meines Trupps aus alten Grünkappen von Brest, die zufolge des neuesten Regierungsbeschlusses hierher versetzt wurden. Paßt auf, Ihr braven Jungen, entschlossenere Männer, als diese Kostgänger auf Lebenszeit, hat der Henker nie mit glühendem Eisen gezeichnet. Sie werden Euch zu schaffen machen, so wie sie mir während des Transports stets aufzurathen gaben. Mein spanisch Rohr war in steter Bewegung, und fast hätten meine Pistolen zu thun bekommen, wo der Stock nicht ausreichte."

Das Blut stieg dem betroffenen Gigot siedend heiß zu Kopfe, und er vermochte kaum ein Glied still zu halten, als die Kettenträger sich ihm näherten, und er in dem vordersten Paare, mit eisernen Halsbändern zusammengefesselt, die wilden Gesichter des greisen Guillotiné und Richards erkannte. Die Unglücklichen marschirten mit niederge-

schlagenen Augen, Gigot verbarg sich zitternd, aber nur zu bald zwang ihn sein Dienst, vorzutreten und die Befehle zur Loschmiedung zu ertheilen. Noch ahnte Richard nichts von der Nähe seines Feindes, und beugte kniend das Haupt auf den Block, wo die Hammerschläge der Galeerenknechte die Halseisen losnieten.

„Schnell! rührt Euch nicht!“ befahl Gigot sowohl den Schmieden, als den Gefesselten. Guillotiné erkannte plötzlich die Stimme des Chiourmewächters, zuckte mit dem Kopfe auf und sank, von schwerem Hammerstreich getroffen, ein Opfer seiner Unvorsichtigkeit, zu Boden. Wächter, Soldaten, Galeerensclaven stießen ein Geheul des Entsetzens aus; mit brechendem Auge starrte Guillotiné seinen Gefährten Richard an, deutete nach Gigot und röchelte: „Vergiß nicht . . .“

In Richards Blicken strahlte heftige Wuth, heftige Freude auf. Sein armseliges, der Infamie verfallenes Leben erhielt wieder einen Werth für ihn. Gigot sah nicht diesen Racheblitz, denn er hatte sich weggewendet und einem Andern den Befehl übergeben. Zur Stunde trat er aber vor den Commissär, bezeichnete Richard als seinen ärgsten Feind und bat, denselben unter die strengste Aufsicht zu stellen. Mit rauhem Scherz entgegnete ihm der Beamte: „Man hätte Euch zu einer Kindswärterin machen sollen und nicht zu einem Chef der Argousins. Habt Ihr so wenig Muth, daß Ihr Euch vor einem Manne fürchtet, der dazu bestimmt ist, nie von seiner Bank herunter zu kommen! Schämt Euch und verliert kein Wort mehr über diese Sache, wenn Ihr nicht vom Dienste wollt.“

Gigot dachte an Weib und Kind und schwieg. Seinerseits schwieg auch Richard, kleidete sich ohne Widerrede in die rothe Jacke, setzte die grüne Mütze auf den frisch ge-

schorenen Kopf, murrte nicht, als man ihn an die schwerste Kette schloß, als man ihn mit dem abgefeimtesten Schurke zusammenkoppelte, und lag still und brütend auf se Bank, Tage, Wochen lang, wie ein vom Frost ersta Tiger. Da kam aus der Hauptstadt der Befehl, in kürzesten Frist einige dringende Arbeiten für die Flotte zu vollenden, und dem Befehle zu genügen, schloß man sogar die Grünmützen von ihren Bänken, trieb sie aus den Pontons, belastete sie mit Steinen und wies sie an, dieselben als Ballast in den Raum der Schiffe einzuladen. Richards Gefährte war ein schwacher Mensch, der die Arbeit hinderte, statt sie zu fördern. Dagegen zeigte der alte Soldat viel Fleiß und Rüstigkeit. Man befreite ihn von seinem Kameraden und stellte bei ihm einen Wächter an, der ihn auf allen Schritten begleitete. — Auf dem Verdecke des Schiffs, wo er arbeitete, ging es lebhaft her, und die Aufseher waren ohne Unterlaß beschäftigt, ihre Untergebenen anzutreiben. Richard bemerkte unter den Ersteren seinen Todfeind Gigot, der in eine Luke hinabkletterte und einigen Sclaven zornig zurief, eine Last nachzubringen, die ziemlich ferne lag. Durch eine rasche Bewegung, gleichsam wie durch Ungeschick, stieß Richard seinem Wächter den Hut vom Kopfe, daß er über Bord in einen Kahn fiel. Fluchend schlug der Argousin mit seinem Stocke über Richards Schultern und klimmte hinunter, seinen Hut wieder zu holen. Den Augenblick benützend, seine Schleifkugel auf den Rücken werfend, eilte Richard nach der offenstehenden Luke, rasselte hinab, zog die Stütze von der Fallthüre, daß sie donnernd zuschlug, riß, im Zwischendeck angekommen, die bewegliche Treppe weg, die hinabführte, und stand zwischen den Kanonenreihen der Batterie in dämmerigem Halbdunkel Gigot gegenüber, der herbeieilte,

nach dem Lärm zu fragen, und mit Entsetzen die Züge des verhaßten Sclaven trotz des Dunkels errieth. Richards Faust packte ihn unverzüglich.

„Zu Hilfe!“ schrie Gigot einigen Galeerensclaven zu, die am äußersten Ende der Batterie arbeiteten und langsam heranklirrten und unbeweglich stehen blieben, als ihnen Richard entgegenrief: „Nicht von der Stelle, Kameraden! wenn Ihr nicht des Todes seyn wollt!“

Gigot heulte wüthend und ängstlich zugleich, indem er nach dem Säbel griff: „Zurück von mir, Abscheulicher! Du bist verloren!“

„Du bist's mit mir!“ versetzte Richard mit furchtbarem Zorn und schleuderte seine Kettenkugel an die Stirne des Feindes, daß er niederstürzte.

„Habe Mitleid, Mitleid mit meinen Kindern!“ stöhnte der Verwundete.

Hohnlachend entgegnete Richard: „Und meine Mutter, welche durch Dich, verfluchter Angeber, starb? Das Zeichen der Schande, welches Du auf meine Schultern brennen ließest? Olivier, dessen unschuldig Haupt Du abschlugest? Fahre zum Teufel!“ und noch einmal schwang er die Kette, schleuderte die Kugel, und durch die von den Soldaten mit Gewalt aufgerissene Luke fiel ein heller Lichtstrahl auf Gigots zerschmetterten Schädel.

Zwei Tage darauf riefen dumpf wirbelnde Trommeln das Volk des Bagno in den Hof des Arsenals, wo die Hinrichtungsmaschine lang, schmal und blutroth aufgeschlagen worden war. An jeder Pforte drohten Kanonen mit mörderischen Kartätschenschüssen, ein Wald von Bajonnetten starrte um das weite Viereck empor. Viertausend Verbrecher nahten klirrend in enggeschlossenen Legionen, schaarten sich um das Blutgerüste, knieten auf ein gegebe-

nes Zeichen nieder, dicht um das Schaffot die grünen Mützen, in größerer Entfernung die Rothmützen. Auch Richard, der Held dieses schauerlichen Tages, kam endlich mit dem Gefolge der Henker und Schergen. Die Fesseln waren ihm abgenommen, sein Gesicht war heiter, seine Augen glänzten.

„Ein Fehltritt brachte mich in unverdiente Schmach", sagte er in der letzten Umarmung zu dem Priester, der ihn begleitete:, „diese Schmach verlockte und zwang mich zum Verbrechen. Seit Oliviers Tode hatte ich wenig ruhige Stunden mehr, und wenn auch nicht Gigot in meine Hände gefallen wäre, dennoch würde ich einen Mord begangen haben, um durch den Tod frei zu werden. Endlose Infamie ist härter, als der Henkertod, und wenigstens schicken meine Richter heute keinen Unschuldigen auf das Schaffot."

Nach wenigen Minuten hatte der Unglückselige sein Loos erfüllt.

Saint-Simons Apostel.

In meiner Jugend gab es noch keine Kaleidoskope, keine Spielringe, in deren Kasten der spontinische Festmarsch eingezwängt war und zu jeder Stunde den Besitzer des Kleinods vergnügte.

Die Hausmusik meines braven Vaters bestand in einer Schwarzwälderuhr mit Orgelwerk, die er einst von einem fleißigen Mönch aus St. Blasius zum Geschenk erhielt. Zur Ergötzlichkeit seiner Kinder hatte uns der Vater einmal von der Frankfurter Messe eine Laterna Magica mitgebracht, die er in Nürnberg weit näher und wohlfeiler hätte haben können.

Es war damals eine glückliche Zeit für mich, den Sprößling eines braven Bürgerhauses. So oft die Schwarzwälderuhr eine Stunde schlug, orgelte sie auch ihr Stückchen: bald ein frommes Lied, dann wieder ein Bataillenstück, oder ein schaukelndes Menuet. Das Musiciren ergötzte uns Kinder den ganzen Tag hindurch. Der Abend versammelte uns in der altmodischen Stube der Großmutter, und wir hingen an ihrem Munde, wenn sie uns Legenden erzählte, oder die Heiligenbilder in ihren Gebetbüchern erklärte, oder von den drei großen Weltplagen predigte, die vor langer Zeit unser Vaterland mit ihren Schrecken bedroht hatten: von dem Großtürken, von dem

Schweden und von dem wilden Pandur. Soliman, Gustav Adolph und Trenck hingen in saubern Holzschnitten, auf Pappendeckel geheftet, an der Wand.

Darüber wurde es später Abend, und weil der Vater gewöhnlich erst spät aus seiner Tabagie nach Hause kam, so blieb uns jungem Volk stets eine halbe Stunde übrig, um uns mit der Zauberlaterne zu beschäftigen und vor den Bildern zu fürchten, die sie auf die schneeweiße Wand unseres Wohnzimmers hinwarf.

Mein älterer Bruder, den man im ganzen Hause nur den Studenten nannte, weil er bereits das Gymnasium besuchte, war der Zauberer, der mit der Wunderlaterne umzugehen verstand. Nachdem die sorgliche Mutter alle Lichter ausgelöscht und die kleine Familie um die Großmutter versammelt, die immer von uns zu dem Spektakel mit herübergezogen wurde, richtete der Knecht, ein ehemaliger kaiserlicher Soldat und Orgelbauersgeselle, das Schlagwerk der Uhr und zog die Register an, daß sie immer ein neues Lied spielte, so oft ein neues Bild an die Wand kam.

Meistens paßten die Stücke zu einander. Wenn die Procession mit Kreuz und Fahne an die Reihe kam, so spielte die Uhr einen schönen Satz aus einem altkatholischen Kirchenliede, dessen Text mir leider nicht mehr gegenwärtig ist. Oder es ritt ein langer Zug von steifen bayerischen Chevauxlegers auf, deren grüne und rothe Farbe herrlich funkelte, und die Uhr spielte die Ouvertüre der Kreutzerschen Lodoiska. Den meisten Spaß machte uns ein Bild, welches mehrere verzerrte Gestalten in Tanzgruppen darstellte, und wozu unser schelmischer Hausknecht einen polnischen Bärentanz zu trommeln nie unterließ.

Dann waren noch Hexenfahrten zu schauen, und Dörfer mit dunkelrothen Dächern und riesenmäßigen

weißen Schafen; Zwerggestalten mit großen Nasen und Buckeln; auch der Teufel, der einen Geizhals in den Pfuhl schleppte, fehlte nicht. Große Köpfe mit dunkeln Augen und bleckenden Mäulern gab es in diesem Bildervorrath auch, und unser Student machte sich öfters die Freude, diese Köpfe groß und klein werden zu lassen und uns damit in einen Schrecken zu versetzen, der nicht angenehmer seyn konnte.

Diese Freude währte einen ganzen Winter hindurch in völliger Frische. Der Sommer brachte indessen andere Vergnügungen, und wir dachten nicht mehr der gespenstigen Bildergalerie.

Aber die langen Adventabende kamen nach dem Sommer wieder, und die Schachtel mit der Laterne wurde wieder hervorgesucht. Ich weiß nicht, wie es kam, daß mehrere von den Bildern verblichen und unscheinbar geworden waren; ich vermuthe, daß der Student einige Experimente daran gemacht und die Farben zum Theil verwischt und abgekratzt hatte.

So waren die besagten Köpfe unter Anderem häufig ihres Charakters verlustig gegangen, und vorzüglich einer unter ihnen hatte das Fratzenhafte gänzlich verloren und sich zu einem ziemlich hübschen und blassen Medusenhaupt umgestaltet.

Dennoch spielten wir gern mit der Laterne. Aber siehe, unsere gute Schwester Antonie, ein liebes Kind von sieben Jahren, erkrankte während jener Adventzeit an einem Dahinschmachten, welches der ärztlichen Sorgfalt und der elterlichen Pflege grausam widerstand.

In der heiligen Nacht, wo das Christkind alle christlichen Kinder mit seinen Gaben beschenkt, holte es den kleinen Engel Antonie in sein himmlisches Reich ab und

unsere Weihnachtsbäume standen wie verlassene Trauerkerzen vor der Thüre, hinter welcher unsere Schwester auf ewig entschlafen war.

Der Schmerz unserer Eltern war groß und nicht minder aufrichtig der der Geschwister, insofern wir den ganzen Umfang der Trennung von Antonie begreifen konnten.

Die Zauberlaterne ruhte nun manche Woche. In den letzten Abenden des Winters brachte der Student sie wieder herbei, und wir ergötzten uns abermals an den bunten Bildern, bis jener Medusenkopf erschien, der unserem Vergnügen ein Ende machte, weil er gerade so aussah, wie unser Schwesterlein auf dem Sterbelager. Wir Alle waren von dieser Aehnlichkeit betroffen und erschüttert. Mutter und Großmutter schluchzten, und der Vater nahm das Bild hinweg.

Seit jener Zeit stand die Zauberlaterne bestäubt und einsam in der Rumpelkammer unseres Hauses, und es wurde ihrer nie wieder gedacht. — Aber die Schwarzwälderuhr behielt ihre vollen Rechte und schmückt noch heute in ihrer altfränkischen Gestalt, schier das einzige Erbtheil, welches mein Vater mir hinterließ, meine bescheidene Wohnung.

Die Uhr hat in wichtigen Momenten meines Lebens ihre Schuldigkeit vollkommen gethan, mit den Klängen jenes alten Kirchenliedes häufig Groll und Kummer in meinem Busen beschwichtigt und manchmal eine entscheidende Stimme in dem Rath meiner Entschlüsse geführt.

So z. B. hatte ich einst die sonderbare Grille, mich zu verheirathen. Ein Mädchen von lieblichem Aussehen und honigsüßen Worten, nicht unberücksichtigt von den Gaben des Glücks, sollte meine Gattin werden, und schon

bis zur Verlobung waren die Unterhandlungen gediehen. Die Verlobte saß bei mir zum Besuch, uns gegenüber ihr Vormund, ein alter, schlauer Patron, dem die Stadt nicht viel Gutes nachzureden wußte. Wir sprachen von den Hoffnungen unserer Zukunft, von dem Glück der Ehe und dem Paradiese, welches die nächste Woche vor uns aufthun sollte. Sie war so freundlich und so zuthulich; er war so gesprächig und geschmeidig; ich schwamm in gutmüthiger Ahnung zukünftiger Seligkeit. Da schlägt die unerbittliche Uhr die vierte Nachmittagsstunde und orgelt das Priesterlied aus Mozarts Zauberflöte: „Bewahret Euch vor Weibertücke." Das Lied fiel mir schwer aufs Herz und die Braut mochte innerlich meine Ahnung theilen, denn sie warf einen verdrießlichen Blick zu dem Zifferblatt der Uhr empor, und das spöttische Verziehen ihres Mundes schien zu sagen: „Das altmodische Machwerk muß auch fort, sobald ich einmal in diesem Hause walte." — Was sie errathen ließ, sprach der Vormund unverhohlen aus.

Ich war jedoch nicht dieser Meinung, und was bis jetzt die Liebe verschmäht hatte, das that nun die Klugheit. Ich zog nähere Erkundigungen über die Braut ein und merkte, daß sie nicht in mein Haus passe. Wir trennten uns geräuschlos, aber die Zukunft bewies, daß das schöne Mädchen in gar keine Haushaltung paßte. Sie hat das Unglück eines redlichen Mannes verursacht, der noch an einer Verbindung leidet, welche für mich meine Schwarzwälderuhr heilsam verhinderte.

Ein andermal hatte ich ein schönes Geld gewonnen und mich stach der Vorwitz, mein Leben köstlicher und mein Haus moderner einzurichten. Die Rechnungsüberschläge lagen vor mir auf dem Tische; ich sann hin und her, wie ich mir neue Bedürfnisse erschaffen möchte. Plötz-

lich spielt meine Uhr das gute harmlose Lied: „Freut euch des Lebens."

Ein Anderer hätte vielleicht daraus ein neues Motiv geschöpft, recht lustig zu seyn, so lange das Lämpchen blinkt, und jede Lebensrose zu pflücken, ehe sie verblüht. Ich aber dachte meiner Jugend und des stillen emsigen Waltens meines Vaters, der jenes Lied öfters gesungen und gepfiffen hatte, wenn er so recht vergnügt in stiller Häuslichkeit bei den Seinigen saß und sich seines bescheidenen Wohlstandes freute, gerade weil er bescheiden war. — Die Thränen traten mir ins Auge und ich ließ Alles in meinem Hause und in meiner Lebensordnung, wie es war.

Endlich hat auch die gute Uhr einmal mein Bischen Habe gerettet. Ein Dieb brach bei mir ein; ich erwachte aus dem Schlummer und hörte den Taugenichts in meiner Wohnstube. Ehe ich jedoch nach meinen Pistolen langen konnte, lief der Kerl schon wieder davon, weil die Uhr, als wie durch ein Zauberwerk veranlaßt, ohne erst eine Stunde zu schlagen, mit dem lärmenden preußischen Kriegsliede: „Schwerin ist wirklich todt," hervorbrach und einen solchen Spektakel anrichtete, daß der schüchterne Räuber, vielleicht noch ein Anfänger — eiligst Reißaus nahm.

Darum behalte ich die alte gute Uhr lieb und werth und zürne ihr nicht, wenn sie hin und wieder, vom Alter kindisch gemacht, mit einem Liedchen anhebt, welches eigentlich noch nicht an die Reihe kommen sollte. Gewisse Ungleichheiten des Charakters machen ja oft einen Menschen liebenswürdig, warum nicht auch eine Uhr?

So eben sieht mir ein Freund über die Achsel, der Alles las, was ich bisher niedergeschrieben, und frägt mich: „Bist Du denn bei Troste, lieber Max? der Titel Deines Aufsatzes spricht von einer Zauberlaterne und Du redest

doch schon seit geraumer Zeit nur von dem Uhrwerk, das Dir Dein Vater hinterließ? Du täuschest die Leute mit Deinen Titel-Aufschriften, wie die Zeitschrift, für welche Deine Arbeit bestimmt ist, so manchen neugieri[illegible] Leser täuscht,*) indem sie sich Zeitspiegel nennt [illegible] von wichtigen Begebenheiten der Zeit nichts d[illegible] verspüren ist. Ich glaubte, alle Kriegsbegebenheiten [illegible] politischen Verknüpfungen aus allen vier Weltgegenden darinnen verzeichnet zu finden, und sehe mit Erstaunen, daß nur von Erzählungen, Kunst u. s. w. darinnen die Rede ist. Was hat dieses Alles mit unserer Zeit gemein?"

Ich erwiedere ihm hierauf: „Was meinen Aufsatz betrifft, so kannst Du davon halten, was Du willst, und es steht Dir frei, die Erinnerungen meiner gemüthlichen Kindheit sammt ihren Wonnen und Klagen für Zauberlaternbilder zu halten oder nicht. Was aber den Zeitspiegel betrifft, so muß ich Dir schon deßhalb darauf dienen, weil ich dem Herausgeber desselben diese Firma selbst empfahl. Das politische Leben liegt außer dem Bereiche dieses Journals, und zwar aus den triftigsten Gründen. Was aber im Fache der Romantik der heutigen Zeit auf dem Wendepunkt des Geschmacks Noth thut, was die Kunst in unserer Zeit baut und schafft, was die Geschichte, die ernste Prophetin, in tausendfachen Bildern von unserer Zeit voraus verkündete, lange ehe diese Zeit selbst da war, wie das bürgerliche Leben und die Schicksale einzelner Individuen in unserer sich bildeten, und wie die Sitten voriger Jahrhunderte zu bestimmten Epochen ein Vorbild davon gaben — das ist der interessante und weitverbreitete

---

*) Der Aufsatz wurde ursprünglich für den ersten Jahrgang des „Zeitspiegels" geschrieben. D. V.

Kreis, worinnen sich unsere Zeitschrift bewegen will und darf. In dem Spiegel der Gegenwart strahle sich die Vergangenheit ab, weil die Vergangenheit immer der Anfang der Erscheinungen ist, die sich unserem Auge offenbaren. In den großen Begebenheiten unserer Tage liegen Thaten der Vorzeit als Keim, und große Männer vergangener Jahrhunderte sind die eigentlichen Väter der ausgezeichneten Heroen unserer Zeit. Und nicht allein in der bunten und seltsamen Welt der Sagen und Mährchen liegt ein Schatz des Lebens und der Weisheit verborgen, den wir auszubeuten haben. Und wenn wir in unseren romantischen Gebilden, in denen der Heimath sowohl, als in den aus der Fremde entlehnten, die Forderungen unseres heutigen Geschmacks nicht nur allein andeuten, sondern auch befriedigen, so haben wir keinen unverdienstlichen Schritt gethan. Der Geschmack ist immer der Begleiter eines gebildeten Lebens, und wenn wir ihn versinnlichen, so schildern wir das Leben selbst, und folglich auch die Zeit. Vom schlechten Geschmack kann hier die Sprache nicht seyn, er ist nur ein Auswuchs der Bildung, und wenn auch ein Riesenschwamm, doch nur ein Schwamm. Den Kern zu treffen und nur am Kern zu halten, ist unser Streben, und das Losungswort, um das wir uns versammeln: „Durch den Nebel zum Licht, durch die Vergangenheit zur Gegenwart!"

Mein Freund erräth halbe Worte und schüttelt mir vertraulich und befriedigt die Hand. Wie könnte er auch anders, zu einer Zeit, wo dicht neben unserer Vaterstadt ein hochsinniger Fürst den Grundstein des Walhallatempels legte, der Vergangenheit zum Gedächtniß und der Gegenwart zur Ermuthigung?

Zauberlaterne.

(Garten an dem Hause des Obristen Morris in Paris. Der Concierge öffnet das Gitter, und der Obrist in Begleitung seines Bedienten Muley, Beide in Reisekleidern, tritt herein.)

Bertrand. Tausendmal willkommen, mein lieber Herr Oberst. Endlich sind Sie Ihren Freunden und der Hauptstadt wieder gegeben.

Obrist. Wahrhaftig, ich komme mir vor, wie ein Verbannter, der nach langer Sehnsucht die Heimath wieder sieht. Ich hätte Lust, Tancreds berühmte Cavatine zu singen, wenn nicht der vermaledeite Staub der barbaresischen Sandwüsten meine schöne Stimme zu Grunde gerichtet hätte. Gott sey Dank, daß ein günstiges Geschick das Herz des Kriegsministers rührte und mir nach Hause half.

Bertrand. Die höchste Zeit, Herr Oberst. So nothwendig, als ein Feldherr in der Mitte seines Lagers, sind Sie hier in Paris geworden. Welche Veränderungen seit Ihrer Abreise! Das Jahr ihrer Abwesenheit hat auf diesem kleinen Fleck eine ganz neue Welt geschaffen, und sie ist wahrlich nicht die beste Welt.

Obrist. Ich vermuthete dergleichen; meine Corre-

spondenz, so mager sie auch war, hat einen gewissen Argwohn in mir erregt, dem ich schnell auf den Grund zu kommen wünsche. Also: wie steht es in der Familie? Warum ist dieses Haus so öde? Warum empfängt man mich nicht, wie sich's gebührt?

Bertrand. Bester Herr, erstens versah man sich nicht Ihrer Rückkehr, und dann ist gerade jetzt die Zeit, wo Ihre werthe Familie auswärts beschäftigt ist.

Obrist. So? Womit, wenn ich fragen darf.

Bertrand. Mademoiselle Leocadie ist zum Besuch bei den Damen vom Herzen Jesu, Madame hört eine Predigt in der Straße Taitbout, und Herr Charlemagne ging, um einen Freund in Sainte-Pelagie zu trösten.

Obrist. Das ist ein wahrer Galimathias. Die Damen vom Herzen Jesu, die Straße Taitbout, Sainte-Palagie? Gib mir den Schlüssel zu diesem allen, alter Freund.

Bertrand. Auf der Stelle. Seit Ihrer Abwesenheit bekehrte sich Madame zum Saint-Simonismus, Mademoiselle zu den Grundsätzen echter Legitimität und klösterlicher Beschaulichkeit, der junge Herr zur Republik.

Obrist. Tausend Donner sollen in dieses Babylon schlagen! Ich finde ja die Insubordination weit ärger, als ich mir's vorstellte. Ich werde schweren Stand haben, um das Uebel sammt den Wurzeln auszurotten. Unselige Expedition nach Algier, wo ich wider Willen Hunger leiden und Lorbeeren erringen mußte, während die Korsaren der Hauptstadt meine patriarchalische Herrschaft in ihren Grundfesten erschütterten! Das der Dank für so viele Güte, die ich an die Meinigen verschwendete? In dem Sumpf der Restauration hatten wir unsere Grundsätze rein erhalten, und sie gingen unter im Reich der Freiheit?

Bertrand. Beruhigen Sie sich; das ist noch vielen anderen Leuten passirt, und schlimmer wird's von Tage zu Tage. Sie wissen, daß ich die Ehre hatte, von jeher der ganzen Familie Vertrauter zu seyn, erlauben Sie mir daher eine Bemerkung. Sie waren gewissermaßen selbst Schuld an diesem Wechsel der Dinge. Sie gaben Ihrer Gemahlin viel zu viel nach, wo es sich um Befriedigung ihrer Eitelkeit handelte. Wer aber viel erlangt, will immer mehr, und Madame wähnt sich zu hohen Dingen berufen. Was Ihre Tochter betrifft, so verrücken Sie das niedliche Köpfchen durch Ihre Weigerung, den Bewerbungen des Herrn Alphonse Vorschub zu leisten.

Obrist. Nun ja, zum Teufel! Der junge Mann hatte dazumal noch keine Aussicht, seinen eignen Haushalt zu gründen. Die Weiber sind aber ein närrisches Geschlecht, und zu entschuldigen ist manche ihrer Schwächen, weil sie meistens nicht wissen, was sie wollen, was ihnen guti st. Gegen meinen Sohn heg' ich den gerechtesten Groll. Er war auf dem besten Wege, ein braver Zögling der polytechnischen Schule, ein Mensch von Charakter. Was konnte ihn veranlassen, von der vorgezeichneten Bahn zu desertiren? Warum verließ er die Schule ohne meine Einwilligung, ohne einen andern Zweck, als den tollsten, den man sich denken kann?

Bertrand. Der Ehrgeiz, Herr Oberst, der Ehrgeiz allein. Ach, Sie hätten ihn sehen sollen, wie er in den Julitagen sich schlug, wie er überall der Gefahr die Stirne bot. Sie selbst waren bei Hanau nicht tapferer. Feuer und Flamme, ein Enthusiasmus, der den Sieg errang, wo der Tod das wahrscheinlichste Loos schien. Als aber die Zeit des Kampfes vorüber, der Augenblick der Belohnung da war, wurde der wackere Charlemagne vergessen,

hintangesetzt, wie so viele hundert Andere. Das machte ihn scheu, sein Ehrgefühl empörte sich, und mit Leib und Seele warf er sich den Volksfreunden in die Arme, weil nur diese seine Ansichten theilten, verbunden mit ihm durch gleiches Schicksal.

Obrist. Du bist ein Lobredner des unbesonnenen Knaben, und ich darf Dir gestehen, daß ich in meiner Jugend auch etwas von diesem Geiste in mir hatte, aber Täuschung ist Alles. Ich darf die Licenz des jungen Herrn nicht dulden, weil sie ihn offenbar ins Unglück brächte. Die Republik! Toller Wahn! Eine Republik in der Zeit der tiefsten Sittenverderbniß! Glauben denn die Leute, daß es mit dem Worte allein genug sey? Wo finde ich die Sitten, die einen Freistaat begründen müssen? Was kommt bei solcher Ueberspannung heraus? Ein Proceß vor den Assisen, Gefängnißstrafen, die der junge Herr auf meine Kosten absitzt, Geldbußen, die ich zu bezahlen die Ehre habe. Habe ich denn die Schätze der Cassauba gewonnen? Der Teufel weiß, wo sie hinkamen, aber in meine Tasche fielen sie nicht.

Bertrand. Sie werden doch demungeachtet Ihre Capitalien etwas brandschatzen müssen, um Alles wieder ins Gleis zu bringen. So viel ich weiß, hat Demoiselle Leocadie Bedeutendes verschenkt, sowohl an die blessirten Schweizer und Garde-du-Corps, als an den Convent der Damen vom Herzen Jesu, die in der Julirevolution all' ihre Hilfsquellen versiegen sahen.

Obrist. Schöne Verschwendung, nützliche Anwendung des Geldes! Mein Geld! der Großmutter Erbtheil, in den Klauen der Rothröcke und Hoftrabanten? Die Ersparnisse eines Soldaten in dem Seckel einer Nonnen-Heerde? Es kommt immer besser.

Bertrand. Ferner wird Madame immer auf dem alten Fuße leben wollen, immer im Schooße des Luxus, den Sie ihr einst so liebevoll erlaubten.

Obrist. Was Madame betrifft, so kann sie über die Zinsen ihres Vermögens schalten und walten, ich erlaube es ihr.

Bertrand. Die Zinsen sind aber nicht mehr da, und das Vermögen auch nicht. Als eifrige Saint-Simonistin hat sie, wie ich glaube, ihr ganzes Eigenthum der neuen Gemeinde geschenkt.

Obrist. Ich erstarre. Nein, ich bin erbittert in dem Grade, daß ich sogar den Exkönig wieder auf seinem Throne sehen möchte. Er und seine Jesuiten hätten die abscheuliche Secte längst zu Boden getreten, und mein Hauswesen wäre in Ruhe und Frieden verblieben. Aber wartet, Ihr Widerspenstigen! Ich will ein Martialgesetz verkünden, daß Euch die Haut schaudern soll. Woher jedoch diese Masse von Verblendung, woher diese unerhörte Felonie in einer wohldisciplinirten Familie? Satan selbst, eine Legion von Teufeln müssen hier ihr Spiel gehabt haben! Wer sind die Verführer meines Volks? Wer sind die Blutigel, die sich an meine Ehre, an meine Kasse hängen?

Bertrand. Sie werden sie kennen lernen, doch wäre zu wünschen, daß Sie mit List dabei zu Werke gingen. Die Feinde haben gute Position, ein Ueberfall verspräche gewissern Sieg, als der offene Angriff.

Obrist. Gut, mein Alter. Wir wollen den kleinen Krieg aus sicherm Hinterhalt einleiten. Wir haben ja schon lange zusammen ausgehalten, guter Bertrand. Erinnerst Du Dich noch jenes Abenteuers zu Nevres? wie ich dazumal, ein junger Brausekopf, die treulose Geliebte überraschte und entlarvte, wendete ich eine Taktik an, die

dem großen Kaiser selbst Ehre gemacht haben würde. Fünf und zwanzig Jahre älter geworden, darf ich mich größerer Erfahrung und Besonnenheit rühmen. Besorge schnell, daß mein Wagen wo anders untergebracht werde. Verstecke mich: ich will, gleich einer Spinne, im Winkel lauern.

Bertrand. Der Augenblick ist günstig, Herr Oberst. Fanchette ist ausgegangen, um für Madame einige Einkäufe zu machen, Poitou ist als Zeuge vor Gericht geladen, wo eine Emeute verhandelt und besprochen wird. Ich besorge Ihre Aufträge. Verweilen Sie indessen hier im Garten; wenn sich Jemand zeigen sollte, geb' ich zuvor das Signal. (Er geht.)

Obrist. (Sieht sich um und bemerkt Muley, an einen Baum gelehnt.) Was machst Du hier, Maulaffe? Kaum hast Du den ersten Schritt in die Civilisation gethan, und schon wurde das Horchen Dir geläufig?

Muley. Ich habe Dich so lieb, mein guter Herr. Du bist nicht zufrieden mit dem, was Du zu Hause findest. Das bekümmert mich, weil ich Dir nimmer vergessen werde, daß Du mich bei Media vor dem tödtlichen Bajonnetstoß rettetest. Ich möchte Dich glücklich sehen, wie einen König.

Obrist. Eine angenehme Zumuthung. Weißt denn Du aber auch, brauner Bursche, was häusliches Unglück ist? Kommt dergleichen unter Euch Beduinen auch manchmal vor?

Muley. Ach, ich weiß kaum mehr etwas von unserer lieben Wüste. Frühzeitig dem Zelte meines Vaters entrissen, war ich des alten Sibai Sclave, bis zu dem Tage, wo Du mich in der Schlacht fingst und frei machtest. Was aber Söhne und Weiber und Töchter für Unheil in

der Welt anstellen, hab' ich in Sibai's Hause zur Genüge gelernt.

Obrist. So? Ich wäre wohl begierig, die Familienleiden eines alten Kabylen zu erfahren.

Muley. So viel Weiber der Prophet den Gläubigen zu nehmen erlaubt, hatte auch Sibai. Vier Gemahlinnen zierten sein Haus, und müssen schön gewesen seyn, weil er sie eifersüchtig bewachte bis zu ihrem Ende. All seine Klugheit half indessen nicht gegen das Unglück. Die Eine war zorniger Natur und schlug ihre Gefährtinnen, peitschte die Sclavinnen bis aufs Blut. Sibai ließ sie hungern, einsperren, gab ihr die Ruthe; es half nichts. Endlich, in einer Wallung des Zorns, sah er sich genöthigt, sie zu erschießen, und das war in der Ordnung, denn nun gab's Ruhe.

Obrist. Sehr in der Ordnung! Wie war's mit der Zweiten?

Muley. Sibai war mit ihr noch weit unglücklicher. Sie schlief den ganzen Tag, wachte nur auf, um zu essen, und streckte sich dann wieder auf ihre Polster. Es war mit der Frau nichts anzufangen, darum ließ Sibai, nach übermenschlicher Geduldsübung, das träge Weib unter weichen Kissen sanft ersticken. Somit war auch dieses Uebel beseitigt.

Obrist. Ich habe Respekt vor dem Patriarchen. Was geschah mit der Dritten?

Muley. Ein einfältiger Sclave, Italiener von Geburt, trieb einen Liebeshandel mit ihr, und glaubte es sehr verschlagen angefangen zu haben. Sibai kam aber dahinter und überfiel das Paar, da es sich den ersten Kuß gab. Dem Liebhaber kostete es den Kopf, die Frau aber wurde in einen hübschen ledernen Sack gesteckt und in's Meer geworfen.

Obrist. Ich bewundere Sibai's prompte Justiz und bin begierig auf das Schicksal der vierten Frau.

Muley. Diese stahl wie ein Rabe, nichts war vor ihr sicher. Nach vielen fruchtlosen Warnungen riß meinem Herrn die Geduld, und er züchtigte sie.

Obrist. Eine gelinde Züchtigung, ohne Zweifel. Hände ab, Kopf ab, in einem hübschen Sack dem Meer übergeben?

Muley. Nicht doch; die Diebin war die Mutter von Sibai's Kindern, darum schonte er ihrer und verkaufte sie ins Innere von Afrika. Der Käufer wird wenig Freude an ihr gehabt haben, denn sie war bereits alt, konnte vor Fett nicht gehen und schickte sich nur zur Fliegenwedlerin.

Obrist. Bravo. Sibai wußte die Ruhe in seinem Hause herzustellen. Nahmen sich die Kinder ein Exempel an der gelinden Züchtigung ihrer Mutter?

Muley. Leider nein. Die beiden Söhne waren wild, gleich den Tigern, und der arme Vater mußte den einen wegen eines großen Vergehens stranguliren lassen und den andern, der sich häufig in Branntwein betrank, nach Egypten verkaufen. Was die Tochter anbelangt, so weiß ich nicht recht, was sie in dem Hause angestellt haben mochte, aber so viel ist gewiß, daß der arme Sibai sie im Keller verhungern ließ und mit blutendem Herzen begrub. Erst alsdann konnte er sich des Lebens wieder freuen, aber das Glück war nicht von langer Dauer, weil ein Franzose ihn an meiner Seite erschoß.

Obrist. Schade um den wackern Hausvater. Mir ist jetzt gerade, als hätte ich ein Blatt aus dem alten Testament gelesen. Wie beneidenswerth sind doch die Söhne der Natur! Während ich, ein civilisirter Bürger Frankreichs, meinen Kopf zerbreche, um mit Ordnung und Dis-

cretion wieder in meinem Hause die Mannszucht herzustellen, hätte Sibai in einer halben Stunde mit den einfachsten Mitteln seinen Zweck erreicht. Geh' jetzt mit Gott, lieber Muley, und laß Dich vor Niemend sehen. Ich fühle das Bedürfniß, ein Bischen über Eure barbarische Lebensphilosophie nachzudenken.

(Bertrand kommt gelaufen.)

Bertrand. Achtung, Herr Oberst! Entferne Dich schnell, Schwarzer. Madame Cafard ist nur ein paar hundert Schritte noch vom Hause entfernt. Soll ich sie einlassen?

Obrist. Wer ist die Dame?

Bertrand. Die königlich gesinnte Freundin Ihrer Tochter, die Bekehrerin und die Almosenierin derselben. Soll ich sie abweisen, oder wünschen Sie mit ihr zu reden, was füglich geschehen kann, wenn Sie sich für einen Carlisten ausgeben, da Madame Cafard Sie ohnehin nicht kennt?

Obrist. Es sey. Ich will meinen Bruder vorstellen, der in der Vendee haust und dort nicht im besten Geruche steht.

Bertrand. Bravo. Hören Sie? Schon klingelt die gute Betschwester am Gitterthore. Mache, daß Du fortkommst, Muley. In einem Augenblick steht der Besuch vor Ihnen, und ich sorge, daß Sie nicht überrascht werden. (Bertrand und Muley gehen.)

Obrist. Ich werde mich zusammennehmen müssen. Der Styl der Restauration ist mir wieder sehr fremd geworden. Doch hoffe ich, der schlauen Heuchlerin gegenüber bestehen zu können, weil ich für mein gutes Recht handle. Und ist dieses nicht schon eine absolutistische Phrase?

(Madame Cafard, sorgfältig geputzt, in weißem Kleide mit grünen Schleifen, gleichfarbigem Gürtel und Hut. Ein kostbares Kreuz hängt an einer Perlenschnur um ihren Hals.)

Mad. Cafard. Der Concierge hat mir gesagt, daß ich hier einen werthen Gast antreffen würde, und so leid mir's thut, das Fräulein nicht zu Hause zu finden, so erwünscht ist mir die Bekanntschaft des edlen Oheims, der, trotz der Gefahren der Zeit, in seinen Grundsätzen fest blieb, wie seine erlauchten Vorfahren stets zu thun pflegten.

Obrist. Sehr erfreut, Madame, Sie zu sehen. Ihr Name ist mir nicht fremd, und unsere beiderseitigen Gesinnungen sind so eng verwandt, daß . . .

Mad. Cafard. Es bedaef nur eines Winks, um uns zu verstehen. Haben uns die grausamen Machthaber das öffentliche Wort verboten, so bleibt doch unserer Sympathie unbenommen, im Stillen zu trauern, zu beten, zu hoffen und zu handeln.

Obrist. Ich schätze mich glücklich, daß Leocadie eine so würdige Freundin gefunden.

Mad. Cafard. Gottes Finger, Herr Baron. Es that dem armen Fräulein Noth, sich aus diesem Hause der Zwietracht in einen sichern Hafen zu retten. Ich schone gern die Rücksichten der Verwandtschaft, die heiligen Familienbande, aber Ihr Bruder ist ein wahrer Tiger. Zum Glück ist seine Grausamkeit in der lybischen Wüste sehr gut aufgehoben, und er stört wenigstens nicht die Vorsätze seiner armen Tochter, weil er dieses nicht kann. Dafür scheinen sich Mutter und Bruder das Wort gegeben zu haben, Leocadiens Herz zu zerreißen. Der Fanatismus einer neuen Secte, die mit der türkischen Ketzerei viele Aehnlichkeit hat, und der Cynismus der Schreckenszeit streiten in diesem Hause um den Vorrang.

Obrist. Entsetzlich, Madame. Das Kreuz darniedergetreten, Heinrichs IV. weißer Federbusch im Koth geschleppt! Ein Glück, daß Leocadie fest im Glauben wurde; ich hätte es dem Mädchen nicht zugetraut. Sie soll liberal gewesen seyn und gerade nur so gottesfürchtig, um die österliche Beichte nicht zu versäumen.

Mad. Cafard. Leider, aber die Trübsal und Ermahnung zu rechter Zeit wirkten schon Wunder. Fühlen wir dieses nicht selbst, Herr Baron? Sie auf Ihrem Schloß in der Vendee, ich in der Vorstadt St. Germain, was hatten wir eigentlich von den lieben Verbannten zu Holyrood, so lange sie noch an Frankreichs Spitze glänzten? Nichts; Sie lasen mit Begeisterung den Moniteur, oder die Gazette, ich versäumte nie die Messe des Königs. Weiter haben wir Beide es an Carls Hofe nie gebracht. Und dennoch — die erlauchte Familie ist kaum von uns geschieden, und schon brennen unsere Herzen von glühender Liebe, und unser eingeschläferter Enthusiasmus erwacht mit riesiger Gewalt, und wir thun für den kleinen liebenswürdigen Pilger Heinrich V. Alles, was in unsern Kräften steht. Freilich, während das schwache Weib nur betet, Collecten für die gute Sache macht und Almosen austheilt, handelt der Mann kühner. Sie, Herr Baron, haben eine treffliche Bande organisirt, Ihr Schloß ist mit Munition, Lebensmitteln und Geld versehen, Ihre Briefe meldeten der Nichte die erfreulichsten Resultate Ihrer Expedition, und ich zweifle nicht, daß die Ausführung eines weitverzweigten Plans Sie bewogen hat, die Hauptstadt zu besuchen.

Obrist. (Für sich.) Eine saubere Rolle, die mich das alte Weib spielen läßt, aber ich muß in den Jargon eingehen. (Laut.) Ventre saint gris, Madame, es lebe Heinrich V., das ist mein Glaubensbekenntniß. Wir haben

lange genug Heinrich den Vierten leben lassen, und der der kleine Fünfte muß auch an die Reihe kommen. Ich will unerkannt hier seyn, Madame, denn ich hasse die Polizei des Usurpators. In der Vendee ist die Legitimität im Trockenen, und hier find' ich sie auf gutem Wege, völlig ins Trockene zu kommen. Das Volk läuft durcheinander, wie besessen, weiß nicht, was es will. Dagegen sind die Führer consequent, und ich sehe mit Vergnügen, daß bis in den Schooß der Familien die neue Saat des Heils gestreut wurde. Thron und Altar, Heinrich V. und die Religion, — ohne sie keine Wohlfahrt für Frankreich.

Mad. Cafard. Ja wohl, mein Herr, die Religion muß das Siegel darauf drücken. Kennen Sie den Herrn Erzbischof, den armen Märtyrer unserer blutigen Zeit? Ich werde Sie mit ihm bekannt machen und Sie zugleich in eine Gesellschaft einführen, wo der entschlossenste Muth bereits alle Mittel vereinigte, um nächstens einen entscheidenden Schlag zu thun.

Obrist. Herrliche, männliche Heldin! Erlauben Sie, daß ich Sie umarme. Eine Conspiration ist so ganz meine Sache! Complotte, Aufläufe, Widersetzlichkeiten, Pulververschwörungen . . . das erfrischt das Blut. Man muß das Volk in Hunger und Elend versetzen, und dann loslassen; Noth, Verzweiflung, allenfalls eine Epidemie . . . Alles zur größern Ehre unsers Strebens!

Mad. Cafard. Wie Ihre Worte mein Herz entzücken! So spricht ein wackerer Ritter, und dieses Ritterthum muß wieder aufstehen, wenn das Gleichgewicht Europas eintreten soll. Die Welt ist grundschlecht, mein Herr Baron; klösterliche Einsamkeit ziemt sich jetzt mehr als je für den Weisen und für das trauernde Weib. Sie haben den Plan Ihrer Nichte gebilligt, die sich in das stille Haus

der Damen vom Herzen Jesu zurückziehen will. Sie werden sie auch bei der Ausführung dieses Vorhabens unterstützen.

Obrist. Mit Vergnügen, meine schöne Dame. Doch bitt' ich, vor der Hand gegen Jedermann über meine Anwesenheit zu schweigen. Der Polizeipräfekt könnte Lust haben, mich eine ganz andere Einsamkeit kosten zu lassen, als die, wonach Leocadie strebt.

Mad. Cafard. Daß ich zu schweigen weiß, wird das Fräulein bezeugen. Besuchen Sie mich aber nächstens, Herr Baron. Hier ist meine Adresse; Sie werden bei mir eine hübsche Collection artiger Sächelchen finden: die neuen Medaillen auf den kleinen Herzog von Bordeaux, Lieder, zu Ehren des Mirakelkindes gedichtet und componirt, eine niedliche Fabrik weißer Cocarden, die ich in meinen Mußestunden fertige. Proclamationen, Pamphlets, Caricaturen auf den Sieger von Valmy und Jemappes, Dinge mit einem Worte, die Ihnen auf Ihrem lehensherrlichen Schlosse schwerlich zu Gesicht gekommen sind; einen Wärmenmesser der öffentlichen Meinung.

Obrist. Ich werde nicht ermangeln, Madame. Man muß mit der Zeit gehen, und ein Landedelmann bleibt ohnehin leicht zurück.

Bertrand. (Eilig.) Herr Charlemagne wird gleich hier seyn.

Obrist. Alle Teufel! ich muß mich verbergen. Entschuldigen Sie, Madame.

Mad. Cafard. Auch ich fliehe vor dem entsetzlichen Freiheitsmann. Er könnte Robespierre heißen, so blutdürstig ist schon sein Aeußeres, und ich zitterte stets vor Entsetzen, so oft ich ihn sah. — Uebergeben Sie gefälligst Ihrer Nichte diese Papiere, und erlauben Sie, daß ich morgen wieder nachfrage.

Obrist. Gern, Madame. Jeder auf seinen Posten, und auf Wiedersehen!

(Madame Cafard und Bertrand gehen.)

Obrist. Fahr' hin, Du heuchlerisches Crocodil. Mit meinem Sohne will ich selbst reden; er war immer ein redliches Gemüth und hält wenigstens reinen Mund. Mit der Tochter muß ich schon behutsamer zu Werke gehen. Die Verblendung eines Weibes weicht selten dem offenen redlichen Wort. (Er setzt sich in eine Laube und blättert in den Papieren.)

(Charlemagne im schwarzen Frack, dreifarbig gestreiften Beinkleidern, Scharlachweste, einen dunkelrothen Hut auf dem Kopf; Bertrand folgt ihm.)

Charlemagne. Schon wieder der weibliche Jesuit im Hause? Tausend Donner, ich werde mich einmal an dieser Calotte in Damengestalt vergreifen. Sperre doch dem Ungeziefer das Gitter vor der Nase zu, Bertrand.

Bertrand. Ich bin der Hüter des Hauses und muß allen Parteien gerecht seyn, Herr Charlemagne.

Charlemagne. Da haben wir das vermaledeite Juste-milieu. Ach, Bertrand, glücklich, wer in so jämmerlicher Zeit nicht lebt.

Bertrand. Mag seyn, Herr Charlemagne, aber ich habe schon so vielerlei Maskeraden in der Welt mitgemacht, daß mir Alles gleichgiltig geworden ist.

Charlemagne. Nun ja: das System der Nichtintervention, wie es leibt und lebt. Was uns nicht brennt, blasen wir nicht. Alle Leute mögen verhungern, wenn wir nur noch einen Bissen übrig haben. Schöne Philosohie! Du verdientest, ein Rothrock Carls des Zehnten gewesen zu seyn.

Bertrand. Warum beleidigen Sie mich, Herr Charlemagne? Hab' ich nicht alle Rücksichten für Sie? Hab' ich jemals falsch an Ihnen gehandelt?

Charlemagne. Nicht doch, Alter. Du bist ja unser alter Freund und hast auch in den Julitagen Deine rostige Flinte wieder hervorgeholt. Das war ein schöner Traum, lieber Freund. Wir waren im Schlummer zu reichen Leuten geworden und sind nun als Bettler erwacht. — Was hältst Du von dem Bettlerhandwerk, Bertrand? Die einzige Freiheit, die es gibt, sag' ich Dir. Der Staat läßt das Verdienst ohne Ehre und Brod, und aus dem Hunger nach Beidem wird die Freiheit hervorschießen. Was gibt's Neues?

Bertrand. Ich kam nicht aus dem Hause. (Für sich.) Wenn ich nur wüßte, ob ich ihm sagen dürfte . . .?

(Obrist räuspert sich sehr laut in der Laube.)

Charlemagne. Wer steckt dort? Wer lauert hier? Ein Agent der schändlichen Polizei? Kaum zeigen sich die ersten Sprossen des Frühlings, und schon birgt sich hinter jedem Cypressenstrauch ein Mauchard? (Geht nach dem Sitze des Obristen und prallt verblüfft zurück, als er seiner ansichtig wird.) Was seh' ich, mein Vater!

Obrist. (Mit kalter Ruhe.) Guten Tag, Charlemagne.

Bertrand. (Bei Seite.) Ich finde nicht nöthig, einen Zeugen bei dieser Unterhaltung abzugeben. Geschwinde auf mein Observatorium. (Geht.)

Charlemagne. Sie sehen mich bestürzt, mein Vater. Ihr unverhofftes Erscheinen . . .

Obrist. Lassen wir das. Unsere Zeit ist reich an Ueberraschungen. Wie steht es mit Dir? Du hast Deine Schule verlassen? Warum?

Charlemagne. Aus Grundsätzen, mein Vater.

Obrist. Kurz und bündig gesprochen. Wer bist Du jetzt?

Charlemagne. Ein armer Mann, der nichts in der Welt besitzt, als das Bewußtseyn, zu handeln, wie es einem Freien geziemt.

Obrist. Es scheint, daß Deine und Deiner Freunde Lage eine sehr beneidenswerthe sey.

Charlemagne. Wir stehen höher, als die, so uns unterdrücken. Aber der Riese der Volksgewalt wird nicht lange schlummern unter den Sohlen der Krämer und Generalpächter. Alle Franzosen werden aufstehen, wie ein einziger Mann, und noch einmal wird der Ruf der Freiheit ertönen, alsdann ein Signal des vollständigen Sieges.

Obrist. Klassische Beredtsamkeit, Charlemagne. Ich habe Lust, mit Dir zu deliberiren. Frankreich gefällt Dir in seiner jetzigen Gestaltung nicht? Du lächelst verächtlich. Sprich offen mit mir; Du weißt, daß Du mit keinem Emigranten zu thun hast, so wie mit keinem Deputirten, und daß ich zu spät Soldat wurde, um gänzlich Napoleonist zu seyn. Ich habe Vertrauen in Deine Freimüthigkeit: rede kurz und klar, wie es einem Republikaner geziemt.

Charlemagne. Mit Freuden. Unser Katechismus ist so kurz, als einfach. Die absolute Herrschaft wurde schon von dem Geist zweier Jahrhunderte gerichtet. Die Constitutionen, diese Schellenkappen unserer Zeit, fallen ohnehin bald und ohne Gnade vor dem Richterstuhle der öffentlichen Meinung. In der Republik liegt das einzige wahre Heil für die Gesellschaft. Eine Bürgerkrone ist die höchste Ehre. Das Glück aller Bürgerklassen im Staate ist die Aufgabe eines republikanischen Gesetzgebers. Amerika, mein Vater — ach, wie beschämt uns dieser junge Welttheil!

Obrist. Weil Du auf diesen Text kommst, laß uns lieber schweigen. Ich ahne einen vulkanischen Ausbruch unverarbeiteter Ideen. Mit Amerika bleibe mir vom Leibe. Gerade weil das Land jung ist, überflügelt es uns scheinbar, so wie wir in Europa junge Republiken hatten, als Asien schon längst dem Despotismus huldigte. Wie mag es nach hundert Jahren in den Vereinigten Staaten aussehen, wenn der Geldadel einen Herrschaftsadel in das Leben gerufen haben wird? Dann wird Nordamerikas Freiheit eine Tradition seyn, wie unser Lafayette.

Charlemagne. Vielleicht. Doch ist jenseits für den Augenblick besser gesorgt, und das politische Leben hat in Philadelphia einen größern Werth, als in Paris.

Obrist. Ich gebe es zu. Gehet hin, wenn Ihr vor Langeweile sterben wollt. Ihr lebt nur in der Opposition; in den Vereinigten Staaten gibt es keine zu machen. Das Streben nach Freiheit, welches Euch stachelt, belebt und beschäftigt, fällt dort weg, weil man die Freiheit wirklich hat und sie als ein alltägliches Ding betrachtet, so wie überhaupt der Mensch nur dann weiß, was Gesundheit ist, wenn er einmal krank gewesen. Ein solcher Zustand, behaglich für ruhige amerikanische Herzen, wird unruhigen europäischen Köpfen durch seine Monotonie unerträglich, so wie ungefähr der ewige Palmenschatten und der Engel ewiges Harfenspielen im Paradiese der Seligen.

Charlemagne. Sie bekämpfen meine ehrlichen Grundsätze mit Spott; ich habe dagegen keine Waffen.

Obrist. Wollte Gott, daß es mit Eurer gepriesenen Ehrlichkeit so gut stünde! Das ist aber just der Punkt, der mich zur Verzweiflung bringt. Entweder betrügt Ihr mit Vorbedacht Eure harmlosen Jünger, oder Ihr betrügt Euch selbst. Du bist im letzten Falle, mein Sohn. Du schwörst

auf Deine Redlichkeit, und dennoch ist der Beweggrund Deines Handelns nur gekränkte Eitelkeit, verletzter Ehrgeiz. Wären Deine Hoffnungen erfüllt worden, wer weiß, welcher Partei Du jetzt angehören würdest.

Charlemagne. Sie beleidigen mich, mein Vater, und beschimpfen in meiner Person alle Volksfreunde.

Bertrand. (Kommt eilig.) Geschwinde, Herr Obrist, verbergen Sie sich. Der Wagen Ihrer Frau Gemahlin nähert sich dem Hause. Herr Bavard, einer der Hauptprediger der Simonisten, begleitet Madame.

Obrist. Der Hauptfeind rückt also an. Ich hoffe, daß meine Frau ihrem Beichtvater den Eintritt in ihr Kabinet vergönnt. Ich will daher auf der verborgenen Treppe mich als Schildwache aufstellen und verlasse mich darauf, daß der Republikaner Charlemagne zu schweigen weiß.

Charlemagne. Ich verstehe halbe Worte, mein Vater, und bin der Mann, ein Geheimniß zu bewahren.

Bertrand. Der Wagen rollt so eben durch das Hofthor. Ich eile, die Herrschaften etwas aufzuhalten. (Obrist, Charlemagne und Bertrand entfernen sich nach verschiedenen Seiten.)

(Boudoir der Dame vom Hause. Corinna uud Bavard treten ein.)

Corinna. (In himmelblauem Kleide, eine goldene Kette um den Hals.) Sie haben sich heute selbst übertroffen, mein Vater. Wenn jemals die Lehren unseres unvergeßlichen Meisters glänzend und überzeugend durchgeführt wurden, so geschah es heute. Der Dank der ganzen Gemeinde und der Beifall unseres obersten Vaters muß Ihnen lohnen.

Bavard. (Ein langer, hagerer Mann in mittleren Jahren, von gelbem, leidenschaftlichem Gesicht, das Haar sorgfältig gescheitelt und in langen Locken herabfallend, mit umgeschlagenem Hemdkragen,

im himmelblauen Priesterfrack der St. Simonisten.) Beste Seele, so viel Glauben und Anhänglichkeit wird in der schnöden Welt selten gefunden. Aber es ist Ihnen auch gelungen, würdiges Weib, gänzlich der Welt Valet zu sagen, und der Freiheitsstand eines Weibes, wie unser unsterblicher Meister ihn begründete, gebührt Ihnen vor Allen Ihres Geschlechts.

Corinna. Mein Glaube beginnt allerdings stark zu werden, nur hält die Erleuchtung mit dem guten Willen nicht gleichen Schritt. Wir Frauen erreichen an Scharfsinn und Geist das stärkere Geschlecht gar selten.

Bavard. Allzuviel Bescheidenheit tödtet das Selbstbewußtseyn, das uns veredeln soll. Dem reinsten Strahle, der von dem Weltgeist ausgeht, der holden, gottähnlichen Weiblichkeit, mangelt niemals die Intelligenz. Wohl aber hat bisher der Mann zu seiner eigenen Schande des Weibes Stellung verkannt, das Geschlecht zur Unmündigkeit verdammt, die schönste Hälfte der Menschheit zur Sclavin herabgewürdigt. Daher dieses Zaudern in Eurer Seele, Ihr Frauen, daher die Unsicherheit, die Zweifelsucht in Eurem Streben. Ihr könnt es noch nicht fassen, daß unser verklärter Meister, dessen Worte zu Thaten erwuchsen, Euch die angeborenen Rechte wieder verlieh, Euch in den Tempel aufnahm, woraus Ihr bisher verstoßen gewesen, Euch befreite auf ewige Zeiten und aus Eurem Herrn Euren Gemahl machte. Das Reich des Schwertes hat aufgehört, der Mann ist nicht mehr ein roher Krieger, die Stärke verhilft nicht mehr zum Recht, und unsers Meisters Apostel, die Palme in den Händen, werden bald ein gemeinsames Band der Bruderliebe und des Friedens um alle Nationen schlingen. St. Simon hat's gesagt und wir, die schwachen Werkzeuge seiner Weisheit, werden's

vollbringen. Das Weib darf nicht zurückbleiben auf der Bahn der Glückseligkeit.

Corinna. Ich horche mit Bewunderung der Musik, die aus Ihrem Munde ertönt, mein Vater. Honig träufelt von Ihren Lippen, und dennoch ist Ihre Rede stark und sprengt die Ketten weiblicher Knechtschaft.

Bayard. Weil sie eine Rede der Liebe ist, gute Seele. Und wer sollte das Wort der Liebe besser verstehen, als das Weib, die geborene Königin der Liebe? Wahrlich: Du wirst nicht mehr sein die schwache Tochter Eva's und Mariens; Du warst die Mutter, die Schwester des Mannes, aber noch nie, wie heute, nach St. Simons Befehl, die Gattin, die zu des Mannes Rechten sitzt, die Priesterin des lebendigen Gottes, die an dem Altare des Weltgeistes dient, gleich dem Manne. Du bist das Mittel der Verschmelzung aller Contraste und Härten in der Natur; durch Deine Erhöhung fällt Despotismus und Knechtschaft in den Staub. Du befiehlst und gehorchst nicht mehr, sondern Du liebst und begehrst nur, wieder geliebt zu seyn. In Dir vereinigt sich Schönheit und Weisheit; Du gibst dem Geiste und dem Stoffe das Leben, Du gebierst eigentlich Wissenschaft und Industrie. Die Ehe hat im Grunde noch gar nicht existirt, unser Meister rief sie erst aus dem Traume in die Wirklichkeit. Jetzt erst wird Gattenliebe von dem Baum des Lebens kosten, die Erbsünde ersticken und alle Privilegien der Geburt und der Convenienz abschaffen. Nicht das Herkommen, nicht schnöder Reichthum werden in Zukunft der heiligsten Ehe Bande knüpfen, sondern Liebe allein wird die beiden Hälften des Bundes zusammenführen und aus der Freiheit des Weibes der Triumph unserer Lehre hervorgehen.

Corinna. Welch' eine herrliche Zukunft entschleiern

Sie vor meinen Blicken! Aber . . . die Gegenwart ist noch schwer und traurig für mein Geschlecht. Viele von uns sind in Verhältnissen und Fesseln gefangen, deren Schwere mit der reinen Unschuldslehre unsers Meisters wenig zusammenstimmt.

Bavard. Ich verstehe. Du selbst, gute Seele, schmachtest unter gleicher Last, verkauft an einen Mann, der Deine Würde und die seinige nicht begreift. Du glichest bis vor Kurzem einer Magd, die ein Zwingherr sich zu eigen machte: ein roher Soldat, ein Gothe, ein Vandale, der den lebendigen Gott nicht kennt und nur dem groben Fetischdienst des Ehrgeizes, der Habsucht und der Tyrannei dient. — Leugne nicht, was eine traurige Wahrheit ist. Du hast mich mit Deinem Vertrauen beehrt, meine Tochter, und weil ich Dir den Siegeskranz der Freiheit bringe, magst Du, ohne zu erröthen, Deines ganzen Lebens Freuden und Leiden mir bekennen, mir sagen, was Du bist, was Du willst, was Du begehrst. Erinnerst Du Dich noch, geliebte Tochter, der warmen und rührenden Rede, die vor acht Tagen unser oberster Vater Enfantin gehalten? Sie begreift in sich den Grund aller Leiden eines entwürdigten Weibes, aber zugleich die Mittel, solches Leiden zu endigen.

Corinna. Ich weiß nicht, ob es Liebe zu meinem Manne ist, oder nur die Macht der Gewohnheit, daß mein Gewissen manchmal sich beunruhigt, daß ich manchmal zweifle, ob ich recht gethan, ohne Vorwissen meines Gatten der neuen Lehre zu folgen. Wenn ich dieses Haus betrachte, worinnen jedes Familienglied einer andern Richtung folgt, so betrübe ich mich und bitte Gott, daß er alle die Meinigen in seine neue Gemeinde aufnehme.

Bavard. Hoffen Sie das für's Erste nicht, meine

Tochter. Ihr Gatte, Ihr Sohn, sie folgen dem heillosen Gange der Welt; Ihre Tochter betet Götzen an, statt des lebendigen Gottes. Verdienstlich wäre es, diese verirrten Gemüther zu unsers Meisters Grundsätzen zu bekehren, aber nur der Herr der Erde und der Schöpfung kann das Unmögliche ins Werk setzen. Es gibt andere Mittel für das Weib, seinen wahren Standpunkt einzunehmen, und ich erlaube mir, Ihnen bei diesem Anlaß die Lehre unsers obersten Vaters, eine Entwickelung der Glaubenssätze unsers Meisters, zu erläutern. Das Menschengeschlecht zerfällt in zwei Kategorien. In der ersten sind die Individuen begriffen, welche tiefer Empfindung fähig sind; die zweite besteht aus Menschen mit lebhaften Empfindungen; die ersteren stehen unbeweglich in Zeit und Raum, halten ewig fest an ihrer Liebe; die letzteren sind leicht beweglich, bedürfen des Wechsels der Veränderung. Der tief empfindende Mensch begehrt eine unauflösliche Ehe, der lebhaft empfindende will nur eine vorübergehende Verbindung. Der Priester unserer Religion ist gehalten, diesen Wünschen und Bedürfnissen Vorschub zu leisten, weil die Natur das ewige Gesetz ist. Verheirathen sich zwei tief empfindende Seelen — gut: sie seyen auf ewig vereint, unauflöslich verbunden. Doch sind sie dann nicht im Fortschreiten begriffen, und St. Simons Gesetz ist gerade dasjenige, welches in allen Dingen ein Fortschreiten befiehlt. Geschieht es daher, daß ein tief empfindender Mann der Gatte einer lebhaft empfindenden Frau wurde, oder umgekehrt, so darf das Bündniß nicht bestehen. Einer der Ehegatten würde den Anderen durch seine stationäre Liebe langweilen und der Zweite den Erstern durch seine wechselnden Neigungen abstoßen. Sie müssen sich trennen. Sind beide Ehegatten von lebhaften Empfindungen,

so ist ohnehin Veränderlichkeit ihr Gesetz, Beweglichkeit ihre Natur. Sie müssen sich trennen, um nicht der Vorsehung, den Gesetzen St. Simons und der Moralphilosophie des obersten Vaters zuwider zu handeln.

Corinna. (Nach einigem Bedenken, mit gefalteten Händen.) Verstehe ich denn, was Sie mir sagen? Soll dieses ein Fingerzeig für mein eigenes Eheverhältniß seyn? Ach, wie grausam erscheint mir diese Philosophie! Niemals hätte ich aus dem lächelnden, sanften, schönen Munde des obersten Vaters solche Lehre erwartet, die darauf berechnet ist, die heiligsten Familienbande zu zerstören.

Bavard. Nicht doch, meine Tochter. Der gewöhnliche Gesetzgeber zerstört durch seine Ehescheidung, was bisher bestanden. Wir dagegen schaffen auf's Neue, während wir nur zu zerstören scheinen. Das ist der Geist unserer Lehre im Allgemeinen; wenn wir die Gemeinschaft der Güter anrathen und herbeiführen, so vernichten wir nicht dadurch den Reichthum der Gemeinde, sondern wir machen ihn nur zugänglich, schaffen ihn ganz neu für ein jedes Glied unserer Secte. Fortschreiten wollen wir, darum trennen wir, weil Mann und Weib gleich sind, unpassende Ehen, schließen aber zugleich wieder neue. Derjenige Mensch, der einer fortschreitenden Liebe fähig ist, mag gar wohl, wenn er einen Gegenstand geliebt, zu einem andern fortschreiten, ohne sich in der ersten Neigung zu versenken, wenn die zweite inniger ist, als die erste. So kann eine Ehescheidung ihren Grund in einer Tugend finden, eben so gut, wie in einem Laster oder in einer Mißstimmung. Entweder löst sich die Ehe in einen moralischen Bankerott auf, wo die verbundenen Wesen durchaus nicht mehr zusammenhalten können, oder beide Wesen begegnen auf ihrem Wege größeren und würdigeren Gegenständen, einer

ins Größere fortschreitenden Zukunft, oder einer der Ehegatten steigt zur Vervollkommnung, während der Andere stehen bleibt oder sinkt. St. Simons Gesetz entbindet die Flügel der Psyche und überläßt die rohe Materie ihrem Geschick.

Corinna (mit verführerischer Schlauheit). Ich bin zu schwach, die großartigen Umrisse dieser Lehre jetzt schon zu begreifen. Noch scheint mir Alles ein Chaos; wo liegt das Bindemittel, welches all' diese Wirrnisse versöhnend und beschwichtigend endigt?

Bayard (mit leidenschaftlicher Bewegung). Das versöhnende Prinzip nach St. Simons Lehre ist der Priester, der sowohl die tiefen, als auch die lebhaften Empfindungen in sich vereinigt. Er ist berufen, die Rechte des irdischen Lebens zu beschützen, so wie die Freiheit des unsterblichen Geistes. Zu ihm flüchte sich die getrennte Gattin, und der geschiedene Gatte zu der Priesterin. Aus dem engsten Umgange mit diesen Geweihten entspringe dann das Fortschreiten, welches St. Simons Regel seinen Jüngern zur Pflicht macht. Die innigste Mittheilung des Priesters an seine Untergebenen sey die Grundlage der glücklichsten Zukunft für die Letzteren. — Ich weiß nicht, liebe Tochter, ob Du mich jetzt schon ganz verstehst. Aber ich würde es als eine glückliche Vorbedeutung für meinen Priesterstand aufnehmen, wenn Du Dich entschlössest, mir die Intimität einzuräumen, die unser oberster Vater für ähnliche Fälle proklamirt. Du bist Wittwe dem Rechte nach, weil Dein Gatte sinkt, während Du zu steigen bestimmt bist; Du bist Wittwe in der That, weil der Oberst jenseits des Meeres lebt. Du wirst Dich von ihm trennen . . . fliehe in meine Arme, bis für Dich eine neue Wahl getroffen wurde. Die Gemeinschaft mit dem Heiligen wird Deine edle Seele

wie einen Diamanten im Feuer läutern, und Du wirst auf solchem Wege selbst zur Priesterin werden und unserer Religion ein leuchtender Stern seyn! (Er will Corinna umarmen.)

Corinna (stößt ihn mit Unwillen zurück). Einen Augenblick Geduld, würdiger Vater Bavard! Wahrlich, ein Stern geht mir auf, leuchtend in dunkler Nacht, und ich sehe mit Entsetzen den Abgrund zu meinen Füßen. Ihr predigt Freiheit und wollt uns kirren durch wüsten Unfug? Abgeschmackte Narren! Ihr konntet mich wohl bereden, die Pflicht des Gehorsams gegen meinen Gatten einen Augenblick zu vergessen, einen beträchtlichen Theil meiner irdischen Habe zu Euren Zwecken zu schenken; aber zum Glück ist die Acte noch nicht in Euren Händen, die mich zur Bettlerin gemacht haben würde. Hier zerreiße ich sie vor Ihren Augen, unwürdiger Verführer, und zugleich das Netz des Sinnentaumels, welches Sie und der oberste Vater Eurer scheinheiligen Bande über meinem Haupte zusammenziehen wollten.

Bavard (mit großer Unverschämtheit). Ich erstaune. Entweder verstanden Sie mich nicht recht, oder ich begreife nicht Ihre leidenschaftliche Heftigkeit.

Obrist (tritt rasch aus einer Seitenthüre). Vielleicht verstehen Sie mich um so besser, mein Herr Betrüger.

Corinna. Himmel, mein Gemahl! Welch' ein Wiedersehen, liebster Freund! (Eilt in seine Arme.)

Bavard (für sich). Verfluchter Zufall! St. Simon, hilf Deinem Apostel!

Obrist. Dein Glück, Corinna, daß Du eine gefährliche Probe muthig bestandest. Laß sehen, ob der Mann Gottes eben so viel Muth besitzt. Bertrand, meine Pistolen!

Bavard. Das ist ein wahrer Meuchelmord, ein

Hinterhalt, ein Verbrechen gegen einen Staatsbürger! Schlange, die mich berückte, Tochter Eva's, laß Deinen Zauber fahren, mache mich frei, Delila, oder ich zeige die ganze Mordgeschichte dem königlichen Procurator an.

Bertrand (tritt mit Pistolen ein). Hier sind die Waffen, Herr Oberst. Ihr Sohn und Herr Alphonse folgen mir auf dem Fuße.

Obrist. Desto besser, so werden wir Zeugen haben, und der Priester des heiligen Marquis von St. Simon wird sich nicht beklagen, daß nicht Alles ehrlich zugegangen sey. Corinna ist an dem Ueberfall unschuldig, mein Herr, aber Sie müssen mir Rede stehen für die Beleidigung meines Hauses.

Bavard (in größter Angst). Man verleumdet mich auf's Schändlichste . . . Sie verdrehen meine Worte . . . ein Priester führt nur die Waffen der Beredtsamkeit . . . der Muth eines Märtyrers ist die schönste Tapferkeit . . .

Obrist. Sie fürchten sich, mein Herr? Haben Sie nur Muth, wenn es gilt, zu verführen oder zu betrügen? Zittern Sie vor dem rohen Soldaten, dem entsetzlichen Gothen und Vandalen? Schießen Sie, oder dieser Augenblick ist Ihr letzter.

Charlemagne (der mit dem Capitain Alphonse hereintritt). Verschwenden Sie kein Pulver an diesen Menschen, mein Vater! So eben ließ die Regierung den Tempel dieser modernen Tartüffes schließen, und alle ihre Ränke werden an das Licht kommen.

Bavard. Wehe mir, Babylon siegt!

Corinna. Lieber Morris, treibe den Scherz nicht zu weit.

Obrist. Laufe, Elender; Du wirst dem Zuchtpolizeigericht nicht entfliehen.

Bayard (davonlaufend). Wir sprechen uns wieder, grausamer Meuchelmörder!

Obrist (ihm nachrufend). Sehr gerne, aber nur vor den Schranken des Tribunals, liederlicher Gauner!

Alphonse. Meinen Glückwunsch zu Ihrer Rückkehr, mein väterlicher Freund. Möge eine Neuigkeit, die ich überbringe, Ihren gerechten Groll in Heiterkeit verwandeln. Der König hat Sie zum General ernannt.

Obrist. Das ist gescheidt vom König. Ich verdiente das Avancement schon lange.

Corinna (für sich.) General? Er ist nun meinem Herzen wieder doppelt theuer.

Charlemagne. Empfangen Sie auch meinen Glückwunsch, lieber Vater.

Obrist. Wie? der Freiheitsmann gratulirt mir? Wie kommst Du mir vor? Deine Wangen sind geröthet, Dein Auge glänzt, wie vor Freude?

Alphonse (lächelnd). Auch er ist mit der Regierung ausgesöhnt. Der Minister verlieh ihm eine schöne Stelle im Geniecorps.

Obrist. Und schnitt dadurch der republikanischen Hyder alle Köpfe mit einem Male ab? Bravo, Charlemagne. Die heftigsten Radikalen sind immer die friedlichsten Staatsdiener geworden, und Friede ist ja der Hauptzweck des neuen Weltsystems. Nicht wahr, meine liebe St. Simonistin?

Corinna. O vergib den Irrthum des verblendeten Weibes. Die Schuppen fielen von meinen Augen, und ich stehe reuig und beschämt.

Obrist. Vergeben und vergessen, Frau Generalin. Sie werden mir treu bleiben, weil ich auf der Bahn der Fortschritte emporschreite, statt zu sinken. — Was ist aber

mit Ihnen, liebster Alphonse? Sie tragen den Arm in der Binde?

Alphonse. Ein Räuber der Vendee blessirte mich, doch lieferte ich ihn und seine Bande in die Gewalt der Patrioten. Der Kriegsminister schenkte mir die Capitains-Epauletten, meine Wunde wird heilen, und ich bin glücklich, wenn Sie mir Leocadiens Hand gewähren, da ich im Stande bin, ihre Zukunft zu sichern.

Obrist. Darüber mag meine Tochter selbst entscheiden. Ich höre ihre Stimme.

Leocadie (dringt lebhaft in das Zimmer). Was ist das? Alles in dem Hause in Bewegung? Der Vater sei angekommen, sagt man? Willkommen, tausendmal willkommen, mein Vater, nehmen Sie mich auf an Ihre Brust!

Obrist. Ich dachte Dich im Kloster besuchen zu müssen. Hast Du Deinen Profeß noch aufgeschoben?

Leocadie. Ich verdiene diesen Spott, liebster Vater, und Thränen quillen aus meinen Augen, denn ich komme von einer Scene, die mein Herz in seinen Tiefen erschüttert. Man hat das Kloster untersucht, man fand darinnen in einer entlegenen Kammer, seit Wochen eingesperrt und fast aufgerieben von Hunger und Verzweiflung, ein junges Mädchen, das seinen Eltern entführt wurde, in den Convent gezwungen werden sollte. Ich schaudere noch vor der unerhörten Tyrannei. — Noch mehr: ich floh zu Madame Cafard und finde sie in dem Gewahrsam der Justiz. Man spricht von einem Complott, das entdeckt wurde . . . ich bin vor Angst außer mir . . . schützen Sie mich, mein Vater, retten Sie Ihre Tochter vor dem Argwohn der Machthaber. Ich habe nichts verbrochen . . . das lose Spiel, das man mit meinen Empfindungen trieb, hat mich zu keinem Fehltritte verleitet.

Obrist. Desto besser, mein Kind, denn gefährlich ist's, solch' losem Spiel sein Ohr zu leihen. Dort steht ein Mann, der Dein Beschützer zu seyn begehrt. Zum zweiten Male wirbt er um Deine Hand; er hat sie verdient, ich verweigere sie ihm nicht mehr. Was bist Du gesonnen, zu thun?

Leocadie (erröthend und halblaut). Alphonse, geliebter Alphonse, verdiene ich denn noch solches Glück?

Alphonse. Das Paradies, theure Leocadie. Wäre es mir vergönnt, dieses Paradieses Schöpfer zu seyn?

Leocadie. O mein Freund, was hab' ich gelitten! Wo waren Sie, wo leben Sie? Mein Gott, Sie sind verwundet?

Obrist. Die Soldaten der Legitimität haben Deinen Bräutigam so zugerichtet, als er für die Ruhe des Vaterlandes gegen sie kämpfte.

Leocadie. Die Barbaren! Ihre Kugeln trafen Sie, bester Alphonse, während ich Verblendete den Sieg jener Waffen erflehte?

Obrist. Heile diese Wunde und erinnere Dich stets, daß Parteienwuth Fluch bringt, daß die Kugeln der Faktionen immer das eigene Herz derselben zerfleischen. Der Himmel schenke unserem Vaterlande Ruhe und des Friedens Segnungen, so wie er in diesem Hause die Friedensfahne wieder aufziehen ließ. Vertilge diese Papiere, Leocadie, welche mir die gefährliche Agentin Cafard einhändigte. Auf diese Dokumente hin würde ich die Intrigantin angezeigt haben, wäre mir nicht die Nemesis zuvorgekommen. Ein Jeder von uns tilge überhaupt die kleinste Spur seiner Irrthümer und erinnere sich, daß in Gesetz und Ordnung das einzige Heil des Staates liege. — Kommt Alle an mein Herz, daß wir vereint seyen im

Sturme, den wir nicht gerufen, im Brande, den wir nicht angefacht. Höhere Sterne leiten das Schicksal der irdischen Reiche; wir dürfen nicht mit frevelnder Hand in den Gang des Geschickes eingreifen, dessen Räder zu stark für unsere schwachen Hände sind. Der Matrose auf dem schwankenden Schiffe thut auf seinem Posten seine Pflicht und vertraut im Uebrigen dem Gott, der dem Orkane gebietet. — Tritt auch Du näher, lieber Bertrand, und gib mir Deine Hand. Die Schlacht ist zu unseren Gunsten entschieden; Ehrgeiz, Liebe und Ueberzeugung waren unsere treuen Alliirten. Zufrieden sind wir Alle, nur möchte vielleicht mein guter Muley schmollen, daß er keine Gelegenheit findet, in meinem Hause einen der philantropischen Handgriffe zu üben, die er in der patriarchalischen Wirthschaft des alten Sibai erlernte.

Adhemar's Ball= und Hochzeitsfest.

1.

In dem Stübchen des Winkelagenten Norder war es dunkel, matt glimmte im Ofen die spärlich wärmende Flamme, wobei sich der Winkelagent und seine Frau von der Kälte erholten; Eis deckte die verklebten Fenster, aber durch Eis und Glas und Papier strahlte eine helle Gluth ins Gemach, als ob gegenüber die Häuserreihe in Brand stände.

„Wir können heute schon die Lampe sparen", sagte Norder mit bitterem Lachen, „die Illumination an dem Palast des Grafen erleuchtet auch unsere Hütte; leider nur macht sie nicht warm."

„Was es nur wieder drüben geben mag?" fragte die Frau mit neidischer Heftigkeit. „Die Kutschen rollen unaufhörlich, Pechfackeln lodern und das Haus glitzert von Lampen auf und nieder."

„Was wird es sein, Dorothea? Ein Geburtstag, ein Namensfest, eine Copulation vielleicht . . . wer weiß? Die vornehmen Herren führen alle Tage was Anderes im Schilde. Regnet es, so tanzen sie, schneit es, so fahren sie im Schlitten, ist es heiß, so geben sie Concerte, ist es kalt, so halten sie einen Schmaus. Wenn der Kanarien-

vogel stirbt, so verordnen sie große Trauer, wenn der Schooßhund genas, singen sie ein Tedeum. Wer berechnet alle diese Launen? Wenn's nur Geld kostet und die Pauken fröhlich wirbeln, während die dürftigen Nachbarn vielleicht verhungern."

Dorothea versetzte mit tückischem Lächeln: „Wahrhaftig, Alter, Du triffst es auf ein Haar. Es möchte Einen die Galle verzehren, wenn nicht schon der Mangel es thäte. Könnten wir nicht auch reich seyn? Ist es denn schon von Ewigkeit ausgemacht gewesen, daß wir in Armuth verschmachten sollen? So lange man jung ist, tröstet uns die Hoffnung, in der Kraft der Jahre thut es der Glaube an die Vorsehung; aber unter weißen Haaren stirbt die Hoffnung, wie die Zuversicht. Ich glaube an nichts mehr, Alter!"

Mürrisch antwortete Norder, die halb erstarrten Hände reibend: „Meine Eltern hatten Vermögen, ich hatte Geld. Der Krieg nahm Jenen die Habe, unglückliche Spekulation raubte mir die meinige. Ich hab's mit Allem versucht, mit Klugheit, mit Ehrlichkeit, mit Raffinerie. Alles umsonst. Es ist so weit gekommen, daß nicht der einfältigste Bauer mehr nach meinen Diensten sich umsieht. Ich bin fertig; aus ist's. Der Dummheit gehört die Welt; der steinreiche Graf dort drüben verschleudert eine Million nach der andern in eitel Thorheiten, und wir haben kein Schwarzbrod."

„Wo das hinaus will, lieber Alter?" sagte mit arglistiger Sanftmuth das Weib. „Gabrielens Verdienst wird auch von Tage zu Tage geringer. Eine Goldfabrik nach der andern geht ein, was nützt es, daß man das Mädchen in der ganzen Stadt die schöne und brave Polirerin nennt? deßwegen dingen ihr doch ihre Brodherren von Woche zu Woche ein paar Schillinge ab."

Norder lachte wieder grimmig und murmelte störrisch: „Verzeihe mir's Gott, aber ich wollte schier, das Mädchen wäre bei ihrer Schönheit nicht so brav. Tugend und Christenthum gehen betteln und ein gefälliges Mädchen sammelt Schätze für das Alter. Höre nur, wie da drüben die Musikanten trompeten, wie die Gäste jauchzen! Man hört das Gläsergeklingel deutlich über die Straße. Wir könnten viele Jahre lang in Freuden von dem Gelde leben, das heute durch jene liederlichen Gurgeln fließt. Sieh, Dorothea: ich setze den Fall, daß Gabriele dem tollen lockern Grafen gefiele und hübsch vernünftig wäre . . . sie würde bei diesen Feten die Honneurs machen, Schätze sammeln, Güter erwerben, unser Haupt auf sanfte Polster betten . . ."

Dorothea nickte schweigend mit dem Kopfe und erwiederte halblaut: „Ja wohl, Nicolaus, ja wohl. Wie Viele sind auf solchem Wege reich geworden, und die Ehre bleibt dann auch nicht aus. Was wird aber das Ende vom Liede seyn? Einmal verliebt sich das Mädel doch, und im besten Fall wird sie dann die Frau irgend eines Goldschmiedgesellen. Dann hört ihre Unterstützung auf, und wir können uns nur nach dem Spital und dem Kirchhof umsehen."

„Recht, Dorothea. Das haben wir alsdann von der Mühe und der Sorge, die wir auf das Mädel verwendeten. Vornehm Blut thut nicht gut. Da war freilich Jubel im Dach, als wir das Kind zu uns nahmen, und die ersten fünfzig Louisd'or, womit uns die Mutter köderte, die sie alljährlich zu schicken versprach. Ja, Profit die Mahlzeit; die saubere Emigrantin schickte nicht mehr einen Heller, und wir hatten das fressende Kapital auf dem Halse. Verfluchtes Geld, das auch den Klügsten blendet! Was

genießen wir nun davon, nachdem wir das Kind zur Schule und Christenlehre geschickt und ihm ein einträgliches Handwerk haben lernen lassen?"

„Einzig und allein, daß wir noch nicht verhungert sind, weil Gabriele uns ihre paar Groschen gibt", meinte Dorothea.

„Das ist ihre vermaledeite Schuldigkeit."

„Ganz gut, Alter. Sie sollte aber mehr für uns thun, und da wir auf diesem Kapitel sind, so will ich Dir geschwinde etwas vertrauen, ehe das Mädel heimkömmt."

Das würdige Paar rückte zusammen und Dorothea erzählte mit geheimnißvoller Miene: „Da ist der Kammerdiener des Grafen, der alte liebe Herr Bonaventura, der manchmal mit mir redet, wenn ich drüben von dem Koch eine Suppe oder ein delikates Tafelüberbleibselchen hole. Der alte Herr hat Augen wie ein Falke und sah schon manchmal unsere Gabriele, und meinte denn auch, das Kind sey verzweifelt hübsch. Da kam er neulich auf den Reichthum seines Herrn zu reden, und wie derselbe vor Geld und Gut nicht wisse, wo aus und ein, und alle Liebhabereien befriedige, die nur das Herz begehrt, sich aber leider nicht allzu viel aus den Weibern mache. Nun ist es dem Herrn Bonaventura schon recht, daß der Graf nicht heirathet, weil ansonst die Frau im Hause commandiren würde, und nicht der Herr Kammerdiener, aber er möchte wohl den tollen jähzornigen Gebieter durch eine kleine Inclination ein Bischen kirre machen und warf verlorene Worte wegen unserer Gabriele hin. Er rechnete z. B. so: wenn es ihm gelänge, nach einem verjubelten Abend die liebe Unschuld in die Nähe des Grafen zu bringen, so möchte dieser wohl von so vielen Reizen gerührt und in

dem angenehmen Netze gefangen werden. Wie Herr Bonaventura den Grafen kennt, so zählt er auf eine dauernde Verbindung, wenn derselbe einmal in den Angelhaken gebissen; wo nicht, so wäre doch bei der enormen Freigebigkeit des Cavaliers nicht zu zweifeln, daß er mit einem starken Jahrgehalt und kostbaren Geschenke diejenige belohnen würde, die ihm ihre erste Liebe zugewendet hätte."

Dem alten heillosen Winkelagenten gingen die Augen groß auf, und mit begieriger Hast, leise flüsternd, als ob der Ofen selbst ihre niederträchtigen Plane verrathen könne, beredeten sich die beiden alten schlechten Leute über die geeigneten Mittel und Wege, die unbefangene Tugend in den Abgrund der Verführung zu stürzen. Unter diesem greulichen Zweisprach schlug es neun Uhr auf den Thürmen der Stadt, die Feierabendglocke von St. Johann läutete, die in den Fabriken beschäftigten Arbeiter wurden aus den gaserleuchteten Sälen entlassen, und auch die arme Gabriele kehrte, von Frost durchschauert, eiligst nach Hause zurück. Mit einem freundlichen Gruße trat sie in das finstere Gemach, zündete geschäftig die Lampe an, reichte den Alten die Hand, entledigte sich der Arbeitsärmel, der Handschuhe, und rieb erwärmend die feinen Finger. Dann packte sie den Arbeitsbeutel aus, verschloß sorgfältig in dem Schrank einige Kleinodien von Werth, die man ihr zum Poliren nach Hause gegeben, und breitete vor den Pflegeeltern auf einer reinlichen Serviette die Semmelbrode und das geräucherte Fleisch aus, das sie zum Nachtmahl mitgebracht. Zugleich schüttelte sie ihr kleines Geldbeutelchen, worinnen schweres Silber klang, und sagte vergnügt: „Mein wackerer Fabrikherr hat mir einen Vorschuß gegeben, zehn Kronenthaler, wohlgezählt,

damit wir die Feiertage fröhlich begehen können und auf ein paar Wochen darüber hinaus versorgt sind. Einen Theil des Geldes kann ich schon während der Festtage abarbeiten, indem ich zu Hause die Ketten und Armbänder polire, die der amerikanische Consul für seine Nichte bestellt hat. Darum wollen wir uns traulich zusammensetzen, und der liebe Vater mag nur sagen, ob er heute zu dem Schmause Bier oder Wein zu trinken begehrt, damit ich es noch schnell aus der Nachbarschaft hole."

Nach einigem Zaudern entschied sich der Alte für den Wein, und schmunzelnd erklärte sich Dorothea bereit, denselben statt des Mädchens zu holen.

„Nicht doch, liebe Mutter," versetzte Gabriele: „es ist kalt und Du hast böse Füße. Ich bin in einem Augenblick zurück, denn die Straße ist spiegelhell von der Beleuchtung am Palais des Grafen." Eiligst hatte sie die Flasche ergriffen und sprang wie ein Reh die Treppen hinab.

Stumm und beschämt saßen die alten Leute eine Weile einander gegenüber. Mit schüchterner Stimme begann endlich Nicolaus: „Die Gabriele ist doch ein gutes Schäflein und thut, was sie uns an den Augen absieht. Ich dächte . . . der Anschlag mit dem Grafen . . . wir könnten's verschieben . . . es müßte just nicht heute sein." —

Da seufzte Dorothea mit schlimmer Heuchelei und entgegnete schneidend: „Wie Du willst, lieber Alter. Aber heute wäre passende Gelegenheit, und übermorgen, vielleicht morgen schon reist der Graf nach Italien. Wer weiß dann, ob und wann er wiederkömmt, und ob er nicht ein Liebchen in Welschland findet, während Gabriele, wenn wir die Sache klug angreifen, selbst Hahn im Korbe seyn und als eine große Dame mit nach Italien reisen, uns im Ueberflusse zurücklassen könnte."

Hierauf zuckte Norder die Achseln, nickte unschlüssig und murrte vor sich hin: „Das ist freilich so eine Sache."

Dorothea merkte, daß der Sieg auf ihrer Seite war, und freute sich dessen; die Wünschelruthe des Gewissens schlug seltener an ihr versteinertes Herz, als an die Brust des Mannes.

Nach wenigen Minuten kam Gabriele wieder, eine lächelnde Hebe, mit perlendem Purpurtrank, wogegen sie den Giftbecher eintauschen sollte.

„Du bist so lustig, mein Kind?" fragte Norder verlegen, und das Mädchen entgegnete, indem es die Speisen zerschnitt: „Ei, mir lachte das Herz, da ich im Vorübergehen bei unserem reichen Nachbar die glänzende Herrlichkeit schaute. Ach, wie schön ist der Palast aufgeputzt! Zwölf Pechfackeln brennen vor dem Hause, von Lampen strahlt die ganze Fronte, über dem Thore flattern Guirlanden von den schönsten künstlichen Blumen, in der Halle brennen hundert Kerzen, stehen Orangenbäume, Blumentöpfe garniren die Treppe, deren Stufen mit prächtigen Teppichen belegt sind, und zwei Mohren in goldenen Kleidern heben die Gäste aus den Kutschen, und ein Herr in gestickter Uniform, den Degen an der Seite, empfängt, die da kommen, geleitet, die da fortgehen. Geputzte Damen steigen die Treppe auf und nieder, ein Heer von Lakaien treibt sich umher und das Volk drängt sich so zahlreich hinzu, daß die Polizeireiter kaum Ordnung zu halten vermögen. Wie schön muß es nicht erst in dem Hause selbst seyn! Die Musik, die Tafel, die Beleuchtung, der Tanz ... zum ersten Male in meinem Leben wünschte ich so recht von Herzen, die Pracht mit ansehen zu dürfen, nur von ferne aus einem Winkelchen, so etwa wie im Mährchen die arme Aschenbrödel."

Ein unheimlicher Strahl fuhr in Dorotheens Augen auf, sie trat bedeutungsvoll auf die Zehen ihres Mannes und antwortete schlangenhaft: „Ei, liebe Gabriele, für so viel Freude, als Du uns heute machst, möchte ich Dir schon das Vergnügen gewähren, wenn es der Vater erlaubte. Wenn wir genug gegessen hätten, schlüpften wir in unsere Mäntelchen, huschten hinüber und bäten den guten Herrn Bonaventura, den ich ein Bischen kenne, um ein verstohlenes Plätzchen auf der Galerie, wo die Musikanten sitzen und die Weiber der Hausoffizianten dem Ball zusehen. Ein Stündchen ist ja keine Ewigkeit, und Väterchen würde sich mit seiner Flasche unterhalten, bis wir wiederkommen. Was meinst Du, Alterchen?"

Gabriele war freudig überrascht, klatschte in die Hände und betrachtete mit hoffnungsvollem Blick den Pflegevater, der nur wenige schüchterne Einwendungen wagte und endlich sein Jawort gab, als Dorothea schon ihre Saloppe umgeworfen hatte. Zitternd vor Neugier und Vergnügen that Gabriele ein Gleiches, hing sich fest in den Arm der Mutter und schlüpfte über die Straße nach dem verheißenen Paradiese. — Der Eintritt war nicht leicht; schnelle Räder, stampfende Rosseshufe, der Ungestüm des andrängenden Pöbels, die Grobheit der abwehrenden Thürsteher machten den Paß schwierig. Dorotheens spitzige Elnbogen verschafften sich indessen Platz und Raum bis zu einem der goldbeblechten Mohren, der mit grinsender Freundlichkeit das schöne Mädchen bei der Hand nahm und sammt der Begleiterin dem Kammerdiener überlieferte, welcher just unter dem gaffenden Gesinde seinem spanischen Rohr zu thun gab. Bonaventura's Heftigkeit wandelte sich schnell in zudringliche Galanterie, da er Gabrielens ansichtig wurde. Geschäf=

tig wedelte der alte dicke Italiener eine Hintertreppe hinan, die Weiber folgten ihm und gelangten unter seinem Schutze auf die von Dorotheen erwähnte Tribüne. Mehrere privilegirte Zuschauer und Zuschauerinnen hatten bereits neben dem Orchester ihren Platz gefunden; dennoch brachte Bonaventura seine Gäste an eine vortheilhafte Ecke. Vor Gabrielens trunkenem Auge lag der herrliche Saal, von Marmorpfeilern getragen, zwischen denen eine reiche Fülle von Gold, Frescobildern und Spiegeln hervorquoll, beschimmert und umblitzt von unzähligen Wachsflammen, wie von einem Feuermeere. Eine Menge von Kronleuchtern schwebte an Purpurbändern von der Decke hernieder, goldene Leuchter starrten aus allen Wänden, von jedem Fries schwankten lebendiggrüne Festons, in jeder Ecke standen Rauchfässer auf japanischen Gestellen und spendeten balsamische Düfte. Die künstliche Wärme im Saale, erhöht von dem Gewühl der Gäste, dem Dampfe des Räucherwerks und dem Feuerathem der Beleuchtung, spottete des eisigen Winters so sehr, daß man mit Entzücken dem plätschernden Springbrunnen nahte, der mitten im Saale aufstrahlte, umgeben und überdeckt von einem hohen, aus Golddraht gefertigten Käfig, worinnen muntere Kanarienvögel auf- und abschwirrten und fröhlich sangen, halb verborgen hinter blühenden Sträuchern. Um die Strahlquelle drehte sich Tanz, hundert Paare walzten, während auf anderen dazu bezeichneten Flächen des ungeheuern Saals Contretanz und Monferine ihre Figuren schlangen, sobald das Orchester auf der Tribüne schwieg und die Musik im Saale selbst begann.

Als nun Gabriele den Wirbel von so vielen glänzend geputzten Leuten sah, die theils im Tanze hüpften,

theils auf rothsammetnen Estraden saßen oder Erfrischungen verzehrten, herumgereicht von Bedienten, die wie Marschälle anzusehen waren, da wurde ihr eng ums Herz, ihr Auge feucht. Dorothea beobachtete lauernd ihr Gesicht und sagte mit heuchlerischem Mitleid: „Wohl magst Du seufzen bei so viel Prunk und Herrlichkeit, Du armes Kind. Das Nämliche war Dir in der Wiege beschieden, und wenn Deine Mutter Dich nicht verlassen hätte, so dürftest Du es mit einer jeden von den Damen aufnehmen, die sich da unten so hoffärtig benehmen, als gäbe es außer ihnen Niemand auf der Welt."

„O, schweige doch, ich bitte", antwortete das Mädchen kummervoll und leise, „ich bin ja zufrieden mit dem, was mir der Himmel bescherte, und mit meiner Mutter wird schon der liebe Gott abrechnen, wenn sie nicht schon längst bei ihm ist, wie ich beinahe fürchte."

Schmerzlich beugte sie ihr Haupt und ermuthigte sich nur nach und nach wieder an den Accorden der Musik. Doch war der Widerhaken in ihrer Brust geblieben und sie gestand sich heimlich selbst, daß es doch nicht so verwerflich wäre, wenn das Schicksal sie in den Vortheilen belassen hätte, die es ihr an der Wiege zugesichert zu haben schien. — Dorothea störte ihre Gedanken nicht und zog sich nach der Thüre der Galerie zurück, wohin Bonaventura sie durch einen Wink beschieden und wo Beide in vertraulich heimliches Gespräch sich vertieften.

2.

Graf Adhemar war vor nicht gar langer Zeit in der Stadt eingetroffen. In fernem Lande geboren, un=

ermeßlich reich, in den besten Mannesjahren, auf der Grenze der Dreißig stehend, hatte er abenteuernd die Welt durchstürmt, bald da, bald dort gerastet und die Heimath nur in langen Zwischenräumen besucht, um auf seinen Gütern nach Ordnung und Bestand zu sehen. So hatte denn auch der wunderliche Zug seiner Launen ihn hieher geführt, und allenthalben war ihm der Ruf eines tollen Sonderlings vorausgegangen. Man erzählte sich von ihm die sonderbarsten Dinge, und alle hatten Grund und Alles war ihm zuzutrauen. Er schleppte das Gefolge eines Satrapen hinter sich her, einen Troß von Dienern, einen Marstall voll der schönsten Racepferde, Equipagen von allen Formen, zahlreiche Hausofficianten, endlich einen Schwarm von Künstlern, die nichts zu thun hatten, als seinen Launen zu fröhnen: einige Maler, die seine Pferde kopirten und seine verwegenen Reiterstückchen in genialen Skizzen verewigten, Musiker, die mit ihrer Virtuosität seine Tafel belustigten, die Serenaden brachten, welche er anordnete, die vertraulichen Orgien erheiterten, die er seinen zahlreichen Bekannten gab; ein Taschenspieler, ein Gaukler folgte seinem Zuge, ein erfahrener Waffenschmied besorgte seine Gewehrkammer, ein besoldeter Tapezier schmückte allenthalben wie mit Zauberschnelligkeit die Quartiere, die des Grafen Couriere wählten und sein Schatzmeister freigebig bezahlte. Was nur fantastisch war, wurde vom Grafen überschwenglich geliebt, er zog gerne die Blicke der Welt auf sich, sowohl durch den allzu üppigen Bartwuchs, womit er stolzirte, als auch durch den sonderbaren Schnitt seiner Kleider, durch seine Gewandtheit zu Pferde, worin er excellirte trotz einem Zögling des Franconi, und durch die beispiellose Geldverschwendung, deren er sich beflei-

ßigte. Stieg irgendwo ein Luftballon, so mußte Adhemar nothwendig mit hinauf, gab es irgend ein Duell, so secundirte er wenigstens, wenn ihm eine Hauptrolle dabei versagt war; bei jeder Wette hielt er mit, jeden Unfug half er mitbegehen, eine Reise von ein paar hundert Meilen war ihm eine Kleinigkeit, eine Ausgabe von eben so viel Dublonen gar nichts. Er trank das ganze Jahr hindurch Wasser, bis er sich einmal vornahm, beim Gelage sich zu berauschen; er liebte den Tabak nicht und rauchte doch um der prächtigen Pfeifensammlung willen, die er mit schwerem Gelde sich angelegt. Fiel es ihm ein, so schlief er wochenlang nicht eine Stunde und taumelte von Excessen zu Excessen; dann war er wieder für Monden der solideste Mann; dann gefiel es ihm plötzlich wieder, vierzehn Tage lang das Bett nicht zu verlassen. Ein Mal beschenkte er seine Leute mit vollen Händen; das andere Mal prügelte er sie mit der Hetzpeitsche ohne Erbarmen durch. Heute war er der wohlthätigste Almosengeber, morgen warf er den unverschämten Bettler und die verschämte Armuth zugleich aus dem Hause. Was erlaubt war, that er lässig, eifrig aber, was ans Unerlaubte grenzte oder verboten war. Wilde ungeregelte Lebenskraft pochte in seinen Adern, für die Sinne handelte er rasch, träge für den Geist. Er ging in die Komödie, um zu schlafen, er besuchte Kirchen und Hörsäle, um Spektakel zu machen, er liebte Gemälde — von Pferden und Hunden, er schätzte Musik, wenn sie ihm zum Tanze spielte oder ein Tafellied begleitete. Alles, was Reichthum schafft, versammelte er auf seinen Gütern, führte er in seinen Fourgons mit sich; nur zwei Dinge fand man nicht in seinem Hause, in seiner Nähe: Bücher und Weiber.

Die ersteren hatte er so zu sagen nie gekannt, die letzteren nur in verächtlichen Exemplaren kennen gelernt und stets nach kurzem Umgang wieder weggeworfen. — Dieses rauhe Verkennen weiblichen Werths hatte ihm nichtsdestoweniger durch tausend Schlingen geholfen, die ihm von Koketterie und elterlicher Versorgungswuth gestellt worden waren. Er, das Ziel aller gefallsüchtigen Mädchen, aller berechnenden Mütter, aller spekulirenden Väter, wäre unausbleiblich in den Netzen dieser geschickten Jägerzunft gefangen worden, hätte er ein empfängliches Herz gehabt. Sein Rang, Name und Reichthum öffneten ihm jedes Haus, jedes Schloß; bei keinem Ball, bei keiner Gasterei durfte er fehlen, so wie auch kein Mädchenkopf am Fenster fehlte, wenn er wie toll auf rasenden Hengsten durch die Stadt sprengte, über Barrieren setzte, oder als kühner Wagenlenker die gefährlichen Höhen auf- und abfuhr, als gelte es den Hals zu brechen je eher, je lieber. — Adhemar's Galanterie und Lebenslust widerstand den Einladungen nicht, wenn auch sein Verstand süßere und gefährlichere Lockungen abwies. Um jedoch keine Verbindlichkeit irgend einer Art zu haben, machte er freigebig jeden Ball und Schmaus mit einem anderen wett, oder bewirthete seine zahlreichen Gastfreunde alle zusammen an einem Abend mit einem Feste, dessen sich ein Fürst nicht schämen durfte.

So war es auch heute. Seinen Dank für viele genossene Höflichkeiten des Adels in der großen Stadt verband er in einem prächtigen Abschiedsfeste, womit er seine nahe Reise nach Italien zu begehen vorgab. Er machte unermüdet den Wirth während der ersten Hälfte des Balls und bei der leckeren Tafel, woran zur elften Stunde die Damen sich niederließen, bedient von den

aufrechtstehenden Herren. Doch war die Tafel kurz, geflissentlich abgekürzt durch den Wirth, der das Orchester heimlich beordern ließ, mit dem rauschendsten Walzer die plaudernden Gäste aufs Neue zu locken. Die Damen widerstanden nicht, Adhemar führte die Schönste zum Reihen und bemerkte bald mit behaglicher Schadenfreude, daß die geschmückte Tänzerin ohnmächtig zu werden drohte. Rasch entzog er die Unpäßliche dem Gewühl, übergab sie der Obhut ihrer Verwandten und verschwand selbst, wie ein Gespenst. In dem dunkeln Corridor, der nach dem Hintergebäude des Palastes führte, begegnete der Graf seinem Gesellschafter Helmsdorff, einem armen, aber fein gebildeten Edelmann, den er fütterte und bald als Sekretär, bald als Ceremonienmeister verwendete.

„Ist die Compagnie beisammen?" fragte er seinen Protégé: „ich hab' es auf dem Balle satt, mag mich nicht länger geniren und dürste nach freieren Athemzügen."

„Die Intimen sind versammelt, die kleine Donzelli, die blasse Mimi fehlen nicht, der rothe Engländer, Graf Marco, der Domherr und die übrigen Eingeweihten erwarten den König des Festes."

„Bravissimo, mein Freund. Vertritt meine Stelle auf dem Ball, halte die Leute hin, daß sie tanzen, bis der helle Tag in die Fenster scheint. Ich liebe das, man spricht davon. Ich will jedoch auf meine Weise fröhlich seyn, und es kitzelt mich, heute, nur ein paar Klafter von der besten Gesellschaft entfernt, ein Bacchanal mit lockeren Wüstlingen und Balletnymphen zu begehen. Eile, fliege, vertröste die Stiftsfähigen von Stunde zu Stunde auf meine Rückkehr. Der Verdruß, mich erwartet zu haben und am Ende mich doch nicht zu sehen, darf den armen Schluckern nicht geschenkt seyn." —

Sie schieden. Der Graf gelangte bald zu der Thüre, die in das Heiligthum sybarithischer Freuden führte. Drei Gemächer in dem Hintergebäude waren dazu hergerichtet: ein Speisesaal, ein Spielzimmer und eine Zechstube; ein paar Kabinette und eine Küche waren die Beigabe zu diesem Tempel des Bacchus, und dieselbe Pforte schloß all' diese Gemächer von dem Hauptgebäude ab. Heitere Eleganz und Bequemlichkeit vereinigten sich in diesem Aufenthalt, zu dem man von der Straße ganz unbemerkt gelangen konnte, wenn man in dem Nebengäßchen anfuhr und in das Seitenthor des Palastes trat.

Die für diesen Abend geladene Gesellschaft war erst gegen die elfte Stunde eingetroffen. Die Herren hatten bis dahin sowohl im Schauspiel, als in Kaffeehäusern vollauf zu thun gehabt, die Damen kamen gerade aus der Scene des großen Ballets. Der verführerischste Negligéputz machte ihre Reize um so anziehender, wie die Begeisterung des Abends und der bereits genossene Wein die männlichen Gäste munterer und rühriger machte. Man kam schon reger und belebter zusammen, und die Hoffnung, des Abends Freuden durch Scherz und Tafellust zu steigern, entflammte jedes Auge. Die Bedienten, welche in diesem verschwiegenen Tempel die Wache hatten, waren schon besorgt gewesen, für die Gesellschaft ein feines Souper aufzutragen, und Ahdemar trat ein, als die ersten Champagnerflaschen entpfropft wurden.

„Ein feierlicher Empfang!“ rief er lachend in die Versammlung: „die Artillerie, die ich am meisten liebe. Guten Abend, meine Damen, seyd gegrüßt, ihr Herren. Ich flüchte mich in Ihren Schooß, mich für die Langeweile zu entschädigen, die ich jenseits erdulden mußte.“

Ein lautes Vivat war die Antwort der Tischgenossen.

Mimi winkte den Grafen neben sich, der englische Baronet schob ihm ernsthaft ein Glas hin, ein Schauspieler begrüßte ihn mit passenden Versen, die der karfunkelnasige Poet der Tafelrunde wohl zu machen, aber nicht zu recitiren verstand. Bald war das Gespräch in vollem Gang und die Zunge des Grafen geflügelt, weil er heute Wein trank. Den ersten Becher mußte ihm der Domherr, ein behaglicher Atheist, in aller Form segnen, Mimi kredenzte ihn, und nachdem der Graf den ersten Schaum abgetrunken, schlürfte die Neige vollends, halb verstohlen und mit komischer Hast, ein Doktor der Philosophie, einer von den unzähligen Doktoren Deutschlands, dessen Schmarotzerkunst und Pickelhäringsgeschick vollendet zu nennen waren. Er machte den lustigen Rath, vertrug jede Grobheit, so lange er nüchtern war, kannte das Zartgefühl kaum dem Namen nach, bebte vor keiner Schüssel zurück, betrank sich auf Kommando, wurde alsdann seinerseits grob, und ertrug zuletzt mit stoischer Fassung die Züchtigungen, die man über ihn verhängte.

Außer den schon genannten Personen waren noch einige Edelleute gewöhnlichen Schlages zugegen, dürstend nach Wein und Spaß, ein paar geistreiche Künstler, eifrig, zu genießen und Skizzen zu sammeln, ein Forstmeister, der auf verwegenen Ritten schon Arm und Bein gebrochen, folglich für den Grafen eine Respektsperson war, ein ehemaliger Offizier, der sich bereits im Dienste aller Potentaten geschlagen, und endlich der Graf Marco, ein seltsamer Mensch, von den Unschlüssigen, die bald rechts, bald links gehen alle Augenblicke ihren Lauf ändern und kein festes Steuer führen. Marco war früher Wüstling von Profession gewesen; eine zärtliche Liebe hatte ihn davon abgebracht. Ein Knecht der neuen Leidenschaft,

sprach er lange seinen früheren Hohn, konnte aber doch nicht hindern, daß er nicht manchmal in die alten Stricke zurückfiel. Adhemar's lustige Wirthschaft gefiel ihm dann und wann; dann und wann verließ er seine angenehme Häuslichkeit, um die Feste im Hause des Grafen mitzufeiern. Marco und Adhemar fanden Berührungspunkte unter sich, konnten sich gegenseitig wohl leiden, achteten einander jedoch nicht im Geringsten. Das hinderte sie indessen nicht, innige Freunde zu seyn, so lange Momus waltete.

Und heute waltete der lustige Gott vorzugsweise mächtig. Von allen Seiten der Tafel brach ein Feuerwerk des Witzes los, gepaart mit aufsprudelnden Quellen des größeren Scherzes. Der Graf behauptete lachend, er werde nach Welschland ziehen, um dort Eremit zu werden, die braune Donzelli bat im Voraus um seine Fürbitte, der Capitular sprach ein frivoles Anathem über die Teufelskinder, die auf der öffentlichen Scene agiren, der Pickelhäring parodirte den Bannspruch auf seine Weise, und einer der lustigen Junker schlug dem fröhlichen Wirth vor, lieber im Lande zu bleiben und eine Frau zu nehmen.

„Sie werden mich gleich aus meinem Himmel reißen, wenn Sie auf diesen Punkt kommen," versetzte Adhemar, und in der That wich der frohe Muth von seinem Gesichte: „bei den Geistern meiner Vorfahren und dieses Champagners schwöre ich, niemals zu freien."

„Welch' glücklicher Vorsatz!" flüsterte die Donzelli, die in ihrer Ehe böse Erfahrungen gemacht haben mochte: „Ungebundenheit das höchste Glück!"

„Ja wohl," bekräftigte der Canonikus: „schon Paulus hat gesagt . . ."

„Ei was, Paulus hat nichts gesagt", fiel ihm der

lustige Rath ins Wort und hielt ihm den Mund zu: „aber der Herr Graf will reden. Silentium also.“

„Ich passe nicht für eine Frau, und keine Frau für mich,“ rief der Graf diktatorisch.

„Prächtig ausgedrückt!“ jubilirte der Schauspieler: „Shakespeare hat die Rolle des Hamlet gerade nur für Sie geschrieben.“

„Wahrhaftig, dem Grafen ist unserer Damen Stand und Reichthum viel zu gering,“ meinte der Forstmeister, und Adhemar entgegnete ihm: „Keineswegs, unsere Edeldamen sind mir zu hoch. Affektation und Weichlichkeit sind mir verhaßt, und ich zöge vielleicht eine Zigeunerin der reichsten Dame vor, wenn ich überhaupt der Narr wäre, ein Band zu knüpfen, an dessen Einförmigkeit ich ersticken müßte.“

„Gut gesagt, ich gratulire“, schaltete der Brite ein, ohne seine eisige Monotonie zu verlieren: „Abwechselung erhält, das Einerlei mißfällt.“

Die blasse Mimi schmiegte sich zutraulich an Adhemar und lispelte: „Sie scheiden vielleicht bald, und noch hatte ich nicht das Glück, Sie in meiner armen Wohnung zu empfangen?“

Der Graf klopfte sie schäkernd auf die Wangen, bedeckte mit seiner Hand ihr schmachtendes Auge und antwortete mit Schadenfreude: „Das wirst Du auch nie, kleine Prinzessin vom seidenen Flitterschuh. Ein Tete-a-tete ist nicht von meinem Geschmack. Ich liebe Euch nicht so sehr, verführerische Nymphen, und will Euch eher meine Börse aufthun, als mein Herz. Sucht Gold in meinen Taschen, aber nicht Küsse auf meinen Lippen.“

„Wie grausam und unartig!“ sagte heimlich die sentimentale Rosaline zu ihrem Nachbar, dem vielgedienten

Spadassino: „Neben diesem Manne hielte ich es nicht einen Tag lang aus. Nehmen Sie doch die Partei der edleren Weiblichkeit." Spadassino drückte der Freundin zärtlich die Hand, klopfte aber bedeutend auf die leere Westentasche.

„Sie sind klug," meinte nun auch Rosaline: „lassen Sie jedoch den Augenblick nicht vorübergehen. Der ungewohnte Wein steigt dem Grafen schon zu Kopfe. Seine Augen funkeln, schon streicht er den Schnurrbart zehn Male in einer Minute. Jetzt wäre Etwas von ihm zu erlangen."

Spadassino besann sich schon auf eine passende Einleitung, aber Mimi hatte bereits, ihres Herzens Bitterkeit verleugnend, die Freigebigkeit des leicht berauschten Adhemar in Anspruch genommen.

„Ich könnte zum Carneval nach Venedig kommen," flüsterte sie mit Flötentönen: „aber meine Garderobe bedürfte großer Erneuerung, und in meiner Kasse fehlen dazu gerade noch hundert Dukaten."

„Ein wahrer Bettel. Hole Dir morgen bei meinem Cassier zweihundert Kremnitzer, von den nagelneuen, und bilde Dir ein, ich hätte Dich besucht."

Mimi stammelte ihren Dank, als schon die Donzelli von der anderen Seite ein Klagelied anhob, daß sie wegen Geldmangels nicht im Stande sey, den Phaeton zu kaufen, der so wohlfeil zu haben wäre. —

„Kleinigkeit, liebe Donzelli, auf Ehre. Mein Kutscher soll morgen den Wagen vor Deine Thüre bringen und kein Trinkgeld nehmen; nur tanzest Du ihm die Gavotte vor, womit Du im neuesten Ballet die Zuschauer bezauberst. Der arme Mensch darf nicht von seinem Bocke und sehnt sich doch, Dir, kleines Wunderthier, und Deiner Kunst zu huldigen."

Die Donzelli verhüllte sich mit affektirter Beschämung das Gesicht, die Gesellschaft lachte, und als dritter Bittsteller trat der Forstmeister in die Schranken mit den Worten: „Ein verdammter Streich, daß mein Ajar gestern das Bein brechen mußte. Mit zitternder Hand schoß ich das arme Thier zusammen, denn mit ihm verlor ich ein Kapital."

„Pah, lieber Forstmeister. Mein Hector soll Ihren Ajar ersetzen. Er ist mir ohnehin viel zu zahm. Die Bestie springt nicht höher als fünf Fuß und kostet mich doch vierhundert Carolins, auf Ehre."

Da nun der Graf so breit und behaglich in seinem Stuhle lag, nippte und wieder nippte, den Bart strich und mit den Fingern schnalzte, stürmten die Suppliken von allen Seiten auf ihn ein.

„Deine englischen Hunde, wie würde ich mich freuen, sie zu haben."

„Meinetwegen, nimm sie hin."

„Deine vortreffliche Jagdflinte ... wollen wir nicht tauschen? Ich gebe alle die meinigen dafür."

„Warum nicht gar! Was soll ich mit Deinen Musketen? Wenn Dir die Büchse gefällt, so behalte sie."

„Ich muß das Tabakrauchen aufgeben, denn ich kann nur mehr aus Ihrem köstlichen Meerschaumkopf rauchen."

„Schämen Sie sich; nehmen Sie in Gottesnamen die Pfeife, aber lassen Sie ums Himmelswillen das Rauchen nicht."

Die Gesellschaft applaudirte in frohem Muthe. Der Graf warf sich hellachend zurück und sah den alten Bonaventura kerzengrade hinter seinem Sessel stehen.

„Willkommen, Alter!" rief Adhemar und zauste des

Kammerdieners weißen Backenbart: „ich bin vergnügt, Du grauer Bruder Lüderlich. Der Muthwille juckt mir in den Fäusten. Was machen meine honorablen Ballgäste? Quieken noch die Flöten und schnarren die Geigen? Sind die Raufen noch voll und schäumt noch der Trog für die Krippenreiter?"

Die Gäste brachen in unmäßiges Gelächter aus.

„Es wird noch immer frisch getanzt," antwortete der Kammerdiener. Adhemar fuhr fort: „Die Lahmen tanzen und die rüstigen Leute hier sitzen steif hinterm Tisch? Was verlangt Ihr, meine Freunde? Wollen wir spielen? Ich halte Bank." Er warf ein paar Handvoll Dukaten vor sich hin auf den Tisch und redete immer lustiger weiter: „Soll ich Euch Künste vormachen? He, mein Pferd herauf; ich will einen Salto mortale über den Tisch zum Fenster hinaus probiren." Die Tänzerinnen kreischten, die Männer lachten, und Adhemar fuhr fort: „Oder wollen wir Jagdstückchen aufführen? Alter, meine Flinte. Der Doktor soll ein Licht vor die Nase halten und ich will zwischendurch schießen, daß das Licht auslöscht, und weder Nase noch Kerze sollen verletzt seyn."

Der Doktor kroch eiligst unter den Tisch und die Weiber zeterten lauter, und unauslöschlich wurde das Gelächter. Da zog Bonaventura den Gebieter auf die Seite und raunte ihm ins Ohr: „Ich habe Etwas für Sie!"

„Was?"

„Einen wahrhaft königlichen Bissen."

„Narr!"

„Ein Mädchen."

„Einfaltspinsel, was soll ich damit?"

„Eine reine Unschuld, tugendhaft, fleckenlos, Wunder der Schönheit."

„Laß mich zufrieden.“

„Ein zweites Exemplar solcher Vollkommenheit finden Sie nicht mehr.“

„Pah, das wäre!“

„Meinen Kopf zum Pfande.“

„Ein schlechtes Pfand. Wo ist aber das Geschöpf?“

„Sie schmaust mit ihrer Mutter auf meiner Stube, die Alte ist einverstanden, die Junge . . .“

„Das gibt sich, bringe sie auf mein Zimmer.“

„Wann wollen Sie das Mädchen sehen?“

„In einer Stunde.“

„Lange Frist; wer weiß, ob ich das Vöglein so lange festhalten kann?“

„Fünfundzwanzig Prügel, wenn ich das Mädchen nicht sehe, und fünfzig, wenn es mir nicht gefällt.“

„Aber, Herr Graf . . .“

„Fort, störe mich nicht länger in meinem Vergnügen. Du hast Deinen Bescheid, richte Dich darnach.“

Mit neckischem Lachen trat der Graf wieder zu der Gesellschaft und sprach: „Es ist doch erstaunlich, wie man mir nachstellt. Da soll ich wieder zu einem Rendez-vous, in einer Stunde schon.“ Während des erneuten Gelächters zog Adhemar die mit Brillanten besetzte Uhr; sie stand. „Wie viel Uhr?“ fragte er den Schauspieler neben sich. Dieser erröthete, suchte vergebens nach einer Uhr in seiner Westentasche, und Adhemar versetzte: „Pfui doch, wie sollen Sie Zeit finden, Ihre Rollen zu lernen, wenn Ihnen der Zeitmesser abgeht?“ Mit diesen Worten warf er dem Künstler seine Uhr zu.

„Bedenke, was Du thust, o Herr,“ predigte der lustige Rath im Prophetenton: „der Geist ist über mich gekommen“ — er hatte sich nämlich betrunken — „und sagt

mir, daß alle diese Leute lose Waare sind, die ihr Schuldbuch alsobald vernichten."

Der Graf sah ihn scheel an, gab ihm einen ziemlichen Schlag auf die Schulter und entgegnete: „Der Possenreißer schweigt und hält das Maul, wär' es auch mit Wahrheit vollgestopft. Wer will meiner Freigebigkeit Zaum und Gebiß anlegen? Ehrwürdiger Domherr, redet ohne Scheu. Was begehrt Ihr? Thut es, so lange diese liebenswürdigen Bettler noch etwas übrig lassen."

„Ei, das schöne Porcellanservice dort in der Ecke wäre mir schon als ein Andenken lieb."

„Amen. Euer Wille geschehe. Und Sie, mein Herr Maler?"

„Eine Reise nach Italien würde mich ausbilden."

„Schön; auf meine Kosten mögen Sie morgen schon reisen. Verlegen Sie sich aber ja auf Pferde. Und Sie, Herr Lithograph?"

„Die Erlaubniß, Ihr Portrait kopiren und vervielfältigen zu dürfen."

„Was thun Sie damit? Sie sind allzu bescheiden. Was liegt dem Publikum an meinem Kopf? Indessen, wenn Sie glauben, daß ein Sonderling sich verkauft . . ."

Der Doktor warf sich an des Grafen Brust und schrie: „Man wird sich reißen um unsere Köpfe, sage ich Dir. Aber nun schenke mir auch Etwas. Meine Narrheit soll doch nicht leer ausgehen?"

„Behüte Gott. Was verlangst Du?"

„Die Brosamen von Deinem Tische."

„Ich verstehe, lustiger Rath." Adhemar warf den Tisch um, daß die Dukaten weit in das Zimmer rollten. Der Doktor kroch ihnen behende nach, die Junker machten Jagd auf ihn, die Künstler silhouettirten ihn, die

Tänzerinnen erstickten vor Lachen auf dem Sopha, die Lustigkeit wurde zum Geschrei, zum Gewieher, und der Graf jauchzte, dem Domherrn in die Arme sinkend: „Ich bin heute so vergnügt, so glücklich, so selig, daß ich, hole mich Der und Jener, mir vor Freuden eine Kugel vor den Kopf schießen möchte, um nur in Wonne und Saus und Braus zu sterben."

„Das sagt nur ein Thor," sprach hinter ihm eine ernsthafte Stimme; Adhemar drehte sich betroffen um, und Marco, der die vorigen Worte gesprochen hatte, wiederholte verächtlich: „Das sagt nur ein Thor," und kehrte dem Grafen den Rücken zu.

Diese plötzliche Verletzung seines Ehrgefühls machte den Grafen alsobald spröde und scharf, wie eine Damascenerklinge, und er sagte schnell: „Sie denken ein Bischen laut, Graf Marco."

„Das ist meine Gewohnheit."

„Galt die Sottise mir?"

„Es war eine Kritik Ihrer Handlungsweise."

„Also Beleidigung?"

„Meine Ueberzeugung."

„Satisfaktion, mein Herr."

„Gerne, mein Herr."

„Bestimmen Sie die Waffen."

„Pistolen, wenn's beliebt."

„Die Zeit?"

„Das ist etwas Anderes. Noch nicht so bald."

„Warum, wie so?"

„Die Partie ist nicht gleich."

„Erklären Sie sich."

Da dieser Wortwechsel mit lauter Stimme geführt wurde, war nach und nach Stille eingetreten. Die Frauen=

zimmer hatten sich schüchtern in eine Ecke zurückgezogen, die Männer standen im Kreise um die Duellkandidaten. Die Vernünftigeren wollten vermittelnd einschreiten, aber die Gegner verbaten sich jede Ausgleichung, und Marco forderte das Wort.

„Ihre Aeußerung, Graf Adhemar," sprach er ruhig, „hat mich gestört, weil sie nicht den Gesetzen der Vernunft gemäß ist. Das Leben ist so schön, so erquicklich, daß man sich ärgern muß, wenn Einer, der im Schooße des Glücks sitzt, davon reden mag, sich um des Glücks willen zu erschießen. Nun mag die herbe Wahrheit, der ich Worte lieh, Sie allerdings beleidigt haben, weil oft für den Einen schwarz ist, was dem Andern weiß oder rosenfarbig erscheint. Daher natürlich die Herausforderung, der ich nicht ausweichen will, aber, wie gesagt, die Partie ist ungleich. Ich bin Gatte, selig in der Liebe meines Weibes, ich wurde vor wenigen Wochen Vater eines reizenden Kindes. Dieses Doppelglück, meine Herren, hat mir das Leben erst theuer gemacht, hat gewissermaßen das harte Urtheil veranlaßt, das ich fällte, das den Grafen verletzte. Wenn nun die Kugel die Schiedsrichterin des Zwistes werden soll, so muß vernünftiger Weise Einer so viel zu verlieren haben, als der Andere, und da würde ich zur Stunde im Nachtheil stehen, statt im Vortheil, wie es das Ehrengesetz für die Person des Geforderten haben will. Graf Adhemar hat leicht in den Kampf auf Tod und Leben zu gehen: ihn bindet keine Pflicht, keine Sorge fesselt ihn, kein Familienglück macht ihm das Leben werth, das er täglich auf einem kecken Ritte wagt, oder im Tanze, oder beim Becher aufs Spiel setzt. Darum schlage ich mich jetzt noch nicht mit ihm. Mein Muth hat schon oft Probe gehalten, wie Sie Alle wissen. Ich schieße nicht

minder gut, als der Graf, und hätte den ersten Schuß. Von Furcht kann also nicht die Rede seyn, wohl aber vom strengen Recht, welches allein die Barbarei des Zweikampfs einigermaßen auszugleichen vermag. Graf Adhemar vermähle sich, und wenn er einen Sprößling seiner Ehe auf seinen Armen wiegt, dann mahne er mich aufs Neue an meine Schuldigkeit, ihm Genugthuung zu geben, und ich will der ehrloseste Mensch seyn, so ich ihm dieselbe länger weigere."

Tiefes Schweigen herrschte nach Marco's Rede, und die Zuhörer wußten lange nicht, ob sie ihren Ohren zu trauen hätten. Die Gemäßigten nickten beifällig zu Marco's Philosophie, die Ultras verzogen höhnisch den Mund; doch redeten sie nicht, weil Marco als Fechter in der That gefürchtet war und dem Grafen Adhemar nothwendigererweise das erste Wort gebührte. Man erwartete von seiner Seite eine fürchterliche Explosion, aber dem war nicht also. So wie der Spiritus des Weins Marco's Begeisterung unendlich und seltsam gesteigert hatte, so verflog schnell in Adhemar's Haupt der leichte Champagnerrausch und machte einer seltenen Besonnenheit Platz. Der Graf verschränkte die Arme und versetzte ernsthaft: „Ihre Philosophie ist mir neu, mein Herr, doch kann ich im Grunde deren Richtigkeit nicht leugnen. Ich könnte zwar einwenden, daß Sie früher daran hätten denken, Ihre Beleidigung hätten unterdrücken sollen; aber das Ungewöhnliche findet an mir seinen Mann. Es sei, wie Sie es vorschlugen, und alle diese Herren sind Zeugen unseres Vertrags. Wir Beide genießen einer so vortrefflichen Gesundheit, daß wir uns sehr wohl allenfalls ein paar Jahre lang für unsere respektive Mordlust aufsparen können, und daß der Waffenstillstand nicht allzu lange währe, sei meine

Sorge. Es gehörte gerade nur eine solche Sonderbarkeit dazu, um mich von meiner Heirathsscheu zurückzubringen, und bis zum festgesetzten Termin bin ich Ihnen für mein Leben verantwortlich, so wie Sie, mein edler Widersacher, mir das Ihrige garantiren wollen. Was der liebe Gott übrigens in höchster Instanz über uns beschließt, das ändert natürlich die Sache, und der Tod auf Befehl des Schicksals mag ohne Vorbehalt unsere gegenseitigen Pflichten lösen."

Darauf gaben sich die beiden Gegner kaltblütig und beruhigt die Hände; es wurde ausgemacht, daß ein steter Briefwechsel beide Interessenten von ihren Lebensumständen in Kenntniß setzen solle, und daß, wenn alle Formalitäten erfüllt sein würden, das Rendez-vous nach Adhemar's Bestimmung stattzufinden hätte. — Nach Abschluß des Vertrags endigte der Graf mit den Worten: „Meine lieben Gäste! Ich empfehle Ihnen das Stillschweigen über diesen Auftritt nicht; erstens, weil Sie es doch nicht beobachten würden, zweitens, weil es mich freut, wenn die Stadt davon redet, und drittens, weil Graf Marco morgen mit seiner Gattin eine längere Reise antritt und der zarten Frau daher das Gerücht von dem vertagten Cartel nicht so bald zu Ohren kommen wird. Aber ich denke, daß wir jetzo von einander scheiden. Die Conversation würde nicht mehr schmecken, der Punsch vielleicht nicht mehr munden, und ich brauche doch einige Stunden Ruhe, um zu überlegen, wie ich es anfange, daß ich morgen eine Frau nehme."

„Morgen schon?" fragten die Gäste wie aus einem Munde, und der Graf antwortete: „Halten Sie das für eine Unmöglichkeit? Ich kenne nichts Unmögliches."

Da lispelte die blasse Mimi: „Wie unglücklich wäre das Weib, welches Sie gewönne und neben der Freude

zugleich die Angst empfinden müßte, Sie vielleicht nur zu bald wieder zu verlieren."

„Kleiner heuchlerischer Schelm, rechnest Du für nichts das reiche Testament im Hintergrunde?" spottete der Graf und bot der Tänzerin den Arm, sie wegzuführen, worauf die ganze Gesellschaft nach Hause eilte.

3.

Der Kehraus verhallte im Ballsaale, als der Graf, gähnend zwar, jedoch ernsthafter, als sonst, sein Schlafzimmer aufsuchte. Bonaventura, der des Gebieters im Vorgemach harrte, nahm dem vorleuchtenden Diener das Flambeau ab, schloß sorglich die Thüre und sagte mit gedämpfter Stimme: „Ach, wie spät kommen Sie, Herr Graf. Ich hatte meine liebe Noth mit dem armen kleinen Dinge und mußte es gewaltsam zurückhalten, damit es nicht Zeter schrie."

„Wovon sprichst Du?" fragte der Graf zerstreut.

„Ei, von der schönen Gabriele, die ich in Ihr Kabinet einsperrte."

„Die Pest auf den Kuppler! Das Rendez-vous war mir entfallen."

Schluchzen und jämmerliches Weinen drang durch die Thüre des Kabinets, an dessen Schloß und Riegel eine schwache Hand zu rütteln sich bemühte.

„Welch' ein Spektakel!" schalt der Graf. „Wirst Du gleich öffnen, bocksfüßiger Haremswächter?"

Bonaventura sprang, was er konnte, und that, wie ihm befohlen. Die reizende Gabriele, aufgelöst in Thränen, mit zerrauften Locken, stürzte verzweifelnd zu des Grafen Füßen. „Barmherzigkeit, Herr Graf!" stammelte

das Mädchen und rang die Hände. „Dieser alte Mann hat mich betrogen, hat meine Mutter getäuscht, die jetzt gewiß mit Thränen der Angst auf den Straßen irrt, mich zu suchen. Nachdem uns der falsche Mensch mit Leckerbissen bewirthet, lockte er mich hierher, hielt mich mit Arglist zurück, sperrte mich ein und behauptete, nach Ihrem Befehl zu handeln. Das kann ich aber nicht glauben, Herr Graf. Sie sind zu muthig, Ihr Auge ist so gut. Ein muthiger und edler Mann beschimpft die wehrlose Unschuld nicht. Sie werden mich der Mutter zurückgeben, Sie werden gerecht seyn, damit ich Ihr Andenken segne, wie ich dieses Sünders Arglist verfluche!"

Der Graf war verlegen, bestürzt, unfähig, zu reden, aber sein Auge betrachtete mit Wohlgefallen die schöne jugendliche Gestalt zu seinen Füßen. Nachdem er eine Minute im Stillschweigen verharrt, gerührt von dem Vertrauen, das ihm Gabriele bewies, hob er das Mädchen sanft auf und sagte treuherzig: „Machen Sie sich um Ihre Mutter keine Sorgen, mein werthes Kind. Ihre Mutter ist eine schlechte Person, mit deren Einwilligung Sie hieher gelockt wurden." Gabriele erstarrte lautlos. Der Graf fuhr langsam fort: „Es ist keine Rede davon, daß ich die Niederträchtigkeit jenes Weibes benützen wolle. Aber, während Bonaventura noch mehrere Lichter anzündet und die Frau meines Haushofmeisters ruft, die Ihnen dann als Ehrenwache dienen mag, setzen Sie sich wohl einen Augenblick zu mir auf das Sopha und beantworten mir eine Frage."

Zitternd wankte Gabriele an der Hand des Grafen zu dem Divan; mit satanischem Lächeln entzündete Bonaventura alle Wachskerzen. Mit der zunehmenden Helle im Gemach wuchs auch der Muth Gabrielens, und sie

hörte ruhiger, obgleich sehr befremdet, dem Grafen zu, der also fortfuhr: „Sie sind schön, schöner, als ich mir gedacht. Sie scheinen zugleich brav und in gewissen Grundsätzen fester, als Ihre Jahre es oft mit sich bringen. Wo Ehrlichkeit, da ist auch Aufrichtigkeit. Sagen Sie mir offenherzig, sind Sie noch von Liebe frei? hat noch kein Mann Ihre Neigung gewonnen, eine Zusage von Ihnen erhalten?"

Gabriele schaute ihn mit großen Augen an und erröthete sehr. Bonaventura rief leichtfertig herüber: „So rede doch, mein Kind, so antworte doch herzhaft dem Herrn Grafen."

Worauf sich Adhemar zornig gegen ihn wendete und barsch entgegnete: „Was ist das? Wer untersteht sich, dieses Mädchen zu dutzen? Ich verbitte mir solche Familiarität und rathe dem Herrn Kammerdiener, aufs Schnellste zu vollziehen, was ich befahl."

Mit ängstlicher Geschmeidigkeit schob sich Bonaventura durch die Thüre, die hierauf der Graf sperrangelweit öffnete, wonach er seine vorherige Frage an das Mädchen wiederholte. Außer Stand, mit Worten zu entgegnen, schüttelte Gabriele den Kopf, und Adhemar versetzte zufrieden: „Brav, das wäre in der Ordnung. Ferner: könnten Sie mich leiden?" Er spazierte einige Male vor Gabriele auf und nieder, deutete dann auf sein wohlgetroffenes Portrait über dem Kamin, als wollte er das Mädchen einladen, seine Züge sorgfältig zu prüfen, und drehte ihr während dessen den Rücken zu. Gabriele war in der peinlichsten Verlegenheit, beinahe wäre sie durch die offene Thüre entflohen; Furcht, Verwunderung und Neugierde hielten sie jedoch wie in einem Zauberkreise zurück.

Nach einer Pause kam der Graf wieder auf sie zu, sah mit forschendem Blick in ihre Augen, die zuerst klar

auf ihm verweilten, alsdann feucht und beschämt den Boden suchten, und mit unaussprechlichem Behagen errieth er, daß sein Urtheil nicht ungünstig ausgefallen. Die Pendule auf dem Kamin schlug drei Uhr, und der Graf sagte mit lauter Stimme, indem er auf das Zifferblatt deutete: „Ich habe mir selbst das Wort gegeben, das Mädchen zu heirathen, das mir heute zuerst begegnen würde. Sie sind es, mein angenehmes Kind. Nichts steht unserer Ehe im Wege, und wenn Sie keine Einwendungen zu machen haben, so schlagen Sie ein. Von diesem Augenblicke an sind Sie meine Braut, unter der Bedingung jedoch, daß noch heute Abend der Priester uns vereinige."

Wie vom Blitz getroffen, sank Gabriele in die Kissen des Divans zurück, aber ihre Hand, die Adhemar erfaßte, entzog sie nicht dem seltsamen Werber. — Bonaventura und die Frau des Hofmeisters traten neugierig in das Zimmer und wurden zu Stein, als der Graf ihnen zurief: „Hier meine Braut, meine Gemahlin, ehe noch der Tag verstreicht. Erzeigt der Frau Gräfin Euren Respekt und bringt das ganze Haus auf die Beine, damit der Hochzeittag mir keine Schande mache."

Bonaventura fiel aus allen Himmeln, die er sich geträumt, sein Ministerthron stürzte zusammen, wie ein Kartenhaus. Im tiefen Abgrunde seiner Brust verfluchte er den Augenblick, da er Gabriele in das Haus geführt, aber der Knecht hat nur feige Verwünschungen, und ihm mangelte die Zeit, durch die That seinem Sturze zu begegnen. Wie immer, so auch heute, ging der Graf seinen Weg schnell, wie der Sturmwind. Alles mußte seinem Dienste fröhnen. Am frühesten Morgen berannten seine Agenten die geistliche Behörde, sein Gold eroberte Dispens

und Heirathserlaubniß, seine Boten schmückten die Kirche, trugen die Einladungskarten, schleppten aus allen Magazinen der Stadt das Schönste und Prächtigste zusammen, um die Braut zu schmücken. Ein Heer von Schneidern und Putzmacherinnen erfüllte den Palast; die theuersten Shawls, Spitzen und Diamanten, das feinste Linnenzeug, die reichsten Gewänder lagen in einem Nu ausgebreitet vor Gabrielens Auge, die unter allen diesen Herrlichkeiten wählen sollte und es nicht vermochte. Adhemar that es für sie, und sein Geschmack, wie seine Freigebigkeit, thaten Wunder. Indessen ging die Kunde wie ein Lauffeuer durch die Stadt; man lachte, man zweifelte, spottete, schimpfte. Der Adel verweigerte, wie natürlich, die Einladung, der Sturm der Neugierigen auf den Palast wurde kräftig zurückgewiesen. Der Graf lachte Alle aus. Dorothea bekam Krämpfe vor Freude und Aerger, als ihr Bonaventura wissen ließ, was geschehen war, und ihr auf Befehl des Grafen, wie auch dem Winkelagenten, den Eintritt in das Haus verbot. Gabriele wollte die entarteten Menschen nicht mehr sehen, und der Graf stimmte ihr bei. „Ein Jahrgehalt tröste die eigennützigen Seelen," sagte er verächtlich: „Du hast Deinen kindlichen Pflichten, den Kupplern gegenüber, damit genug gethan."

„Ach, sie sind ja nicht meine Eltern!" seufzte Gabriele mit erleichtertem Herzen und erzählte dem Bräutigam, was sie von ihrer Herkunft wußte. Adhemar's Gesicht verfinsterte sich und er antwortete trocken: „Wenn ich das früher gewußt hätte . . . das ist mir fatal. Sie werden nun sagen, ich hätte dennoch auf die Herkunft gesehen. Indessen . . . geschehen ist's einmal; außer dem Kirchenbuche werde der hochadelige Name nicht genannt, und die Rede sei fortan nicht mehr davon. Weine nicht,

mein Täubchen, Du kannst ja nichts für meine Antipathie, und dazu bist Du so schön und, wie ich hoffe, so gut, daß ich allerdings den Geburtsfehler übersehen und recht verträglich mit Dir auskommen werde." Diesem Troste folgte der erste Kuß, hierauf das wie durch Zauberei gefertigte Brautgewand, alsdann eine Mahlzeit, wovon kein Bissen genossen wurde, die Toilette der Braut, wobei nichts mangelte, und endlich die Vermählung, wobei die gesammte Aristokratie fehlte. Mit dem Schlage sechs Uhr besaß Adhemar eine liebenswürdige Frau und schickte sogleich eine Staffette an den reisenden Marco, um ihm das glückliche Ereigniß, zugleich den ersten Schritt zum Zweikampf zu melden.

4.

Anderthalb Jahre waren verflossen, der Spätsommer war eingetreten. In lauer dämmeriger Abendstunde saß im Freihof zu Thun der Graf Adhemar und wiegte einen Säugling auf dem Schooße, während seine Gattin Gabriele den Thee bereitete. Der Vater trieb tausend Tollheiten mit dem Kinde, tausend Scherze mit der Mutter, war fröhlich und guter Dinge. Gabriele sah diesem Treiben mit schwärmerischem Auge zu, und Adhemar fragte endlich nach der Ursache ihres Ernstes. Gabriele antwortete: „Wenn ich doch nur die verwünschte Fabel von dem Duell aus dem Kopfe bringen könnte, die mich heute wieder ganz besonders ängstigt."

„Närrchen!" lachte Adhemar mit heiterer Stirne: „das sind Nachwehen Deines Mutterstandes. Wie oft habe ich diese trüben Gedanken in Dir bekämpft! jagte ich nicht den Bonaventura davon, gab ich nicht der plauder-

süchtigen Therese den Abschied, weil sie sich unterfingen, Dich mit solchen Hirngespinnsten zu quälen? Wer hat aufs Neue die Abgeschmacktheit versucht? es ist nichts daran, sage ich Dir, aber der unberufene Schwätzer muß mir aus dem Hause."

Gabriele seufzte tief, und entgegnete: „Ich schlummerte diesen Nachmittag und träumte schwer. Ich sah aus einem Fenster unseres Hauses auf einen grünen Hügel, und dort standest Du und schlugst Dich heftig mit einem hagern Manne von schreckhaftem Aussehen, und Ihr fielet alle Beide zu Boden, ehe mein Geschrei Euch erreichte, und ein verwitterter Leichenstein stieg zwischen Euch in die Höhe. Ich wollte hinüber, Dir beizustehen, konnte jedoch nicht von der Stelle, ich wollte um Hilfe rufen, aber meine Kehle war zugeschnürt und vermochte nur zu ächzen. So erwachte ich voll Entsetzen."

Adhemar lachte noch weit mehr, als zuvor, und meinte: „Der Traum ist zwar närrisch genug, aber ganz unrichtig in seiner Erfindung; Marco, den das alberne Gerücht als meinen Gegner bezeichnet, sieht keineswegs schreckhaft aus, ich für meine Person schlage mich nur mit Pistolen, unmöglich ist es, daß beide Duellanten zugleich fallen, und wenn der privilegirte Lügner, der Traum, uns mit einem Leichenstein beehren will, so mag er uns einen nagelneuen statt eines verwitterten spendiren. Schlage Dir das wunderliche Zeug aus dem Kopf."

Gabriele lächelte nun selbst mit den Worten: „Du verkehrst das Traurige in Scherz. Für Dich gibt es keinen Ernst in der Welt."

Adhemar schmiegte sich zärtlich an sie und antwortete:

„Nur meine Liebe ist mir Ernst, und ich begreife selbst nicht, wie Du mir es angethan hast. Du solltest aber am besten wissen, wie ich mich änderte. Seit dem famosen Ritt, wo mich der Ali abwarf und ich den Arm brach, seit dem Krankenlager, welches mir Deine zärtliche Pflege versüßte, kenne ich mich selbst nicht mehr. Die wilden Rosse sind fort, und meine zahme Leda würde dem erbärmlichsten Podagristen gerecht seyn. Ich kutschire nicht mehr und überlasse die Pflicht dem bedächtigsten Kerl, der nur aufzutreiben war. Ein ökonomischer Cassier hält meine Gelder in verzweifelter Ordnung; wenn ich auf die Jagd gehe, schieße ich höchstens ein paar Lerchen. Den Tanz habe ich mir abgewöhnt, weil Du ihn nicht liebst, das Spiel, weil Du es mißbilligst; unser Gefolge ist auf acht Personen herabgeschmolzen, meine Leute werden, da ich sie nicht mehr strapazire, fett und steif, der gute Helmsdorff gähnt den ganzen Tag, und ich habe seit einem Jahre keinem Menschen eine Grobheit gesagt. Delila, was hast Du aus mir gemacht?“ — Schäkernd legte er den Kopf in Gabrielens Schooß, der kleine Bube kroch auf ihm herum, die weißen Finger der Gattin spielten mit seinen Locken.

Da schob sich ein dickes rothes Gesicht in die Thüre, und der Canonikus stand in Lebensgröße vor dem Paare. Der Graf empfing ihn mit Freudengeschrei, die Gräfin entfernte sich bald mit dem Kinde.

„Auf meiner Alpenreise mochte ich nicht unterlassen, Sie zu besuchen, Herr Graf“, sagte der Domherr mit Freundlichkeit: „ich finde Sie glücklich, und freue mich dessen.“

„Unaussprechlich glücklich. Ich wundere mich selbst darüber, aber es ist einmal so. Vor zwei Monden hat mein Weib meiner Seligkeit die Krone aufgesetzt, indem sie mir einen Stammhalter gebar.“

„Ihre Lebensweise soll sich sehr geändert haben, sagt die plauderhafte Welt."

„Von Grund aus: ich bin ein Patriarch geworden. Aus meiner lockern Zeit ist nur der Schnurrbart übrig geblieben, weil Gabriele diese Zierde wohl leiden mag. Wenn nicht, so hätte ich auch den Bart ihr zum Opfer gebracht."

„Da komme ich vielleicht sehr ungelegen mit meiner Botschaft. Ich stieg im weißen Kreuz ab, einen Augenblick nach mir kam Marco mit seiner Gemahlin an. Marco sendet mich."

„Ganz recht; ich habe vor ein paar Wochen meine Herausforderung wiederholt, da nun hoffentlich die Partie egal ist. Es freut mich, daß er beim Rendez-vous so pünktlich ist. Mein Testament ist fertig; wir wollen die Sache schnell abthun."

„Auch Marco's Wunsch. Morgen früh um sechs Uhr."

„Gut; der Platz?"

„Gänzlich unbekannt in dieser Gegend, überläßt Marco Ihnen die Wahl."

„Auf dem Kirchhof also. Dort, wo man die entzückendste Aussicht genießt, schwelgte ich in der höchsten Wonne, als Gabriele mir den Sohn geboren hatte. Wo ich des Lebens höchstes Glück empfand, will ich dem Tod ins Auge schauen. Den Wächter des Kirchhofs habe ich bereits gewonnen, morgen wird ein regnerischer Tag seyn, neugierige Fremde werden uns nicht stören, und in ein paar Minuten ist Alles vorüber. Helmsdorff ist mein Secundant."

„Der Forstmeister begleitet Ihren Gegner. Ich, der Diener des Friedens, biete meine Vermittlung an."

„Sie wird fruchtlos seyn; Marco leistet keinen Widerruf. Die Kugel muß entscheiden.“

„Welche Kaltblütigkeit! Im Schooße des Glücks fühlen Sie keine Sehnsucht, es länger zu genießen?“

„Sind wir Knechte des Vorurtheils, müssen wir uns auch zu fassen wissen. Wenn ich morgen sterbe, nach achtzehn seligen Monaten, ist es dann nicht eben so gut, als ob ich noch ein Jahrzehend vom Glücke naschte? Auf Wiedersehen morgen.“

Der nächste Tag brach an, verschleiert von Nebelwolken. Des Kirchhofs Thor stand offen, und der Hüter ließ die Kämpfer ein, welche ernst und langsam über die Gräber schritten und die passendste Stelle suchten. Kalter Luftzug wehte über den Hügel, Stadt und Fluß und See lagen versunken in wolkigem Dunst. Adhemar war ruhig und heiter; Marco stand finster und in sich gekehrt. Worte der Sühne waren versucht worden, schweigend hatten die Gegner sie zurückgewiesen. Die Waffen waren geladen, sollten zur Hand genommen werden. Da näherten sich die Grafen unwillkürlich einander und reichten sich die Hände, wenn nicht zur Versöhnung, doch zum Abschiede. In Marco's finsteres Auge trat eine Thräne, sein Mund stammelte: „Wir waren einst so gute Freunde . . .“

Adhemar fiel ihm ins Wort: „Woher diese Stimmung, mein Herr? Die Partie ist nun gleich, hoffe ich, und ich zage nicht.“

„Die Partie ist n i c h t gleich. Sie sind glücklich, ich bin es nicht mehr. Mein Kind ist gestorben, ein unseliges Mißverständniß hat den Frieden meiner Ehe gestört. Soll ich mit dem ersten Schusse eine Seligkeit zertrümmern, ich, der Unglückliche?“

„Sparen Sie Ihr Mitleid. Schießen Sie, schießen Sie gut, meine Kugel fehlt nicht das Ziel."

Schnell trat Marco auf seinen Posten, die Pistole krachte und die Kugel sauste an Adhemar's Kopf vorüber. Nun erhob dieser die Waffe, und der Schuß, absichtlich fehlend, schlug in die Zweige eines Baums, der sich über Marco's Haupte wölbte. Ast und Blätter fielen auf diesen nieder; den Trümmern auszuweichen, that Marco einen Schritt zurück, strauchelte über einen Grabhügel und fiel zu Boden. Die Zeugen sprangen hinzu; indem sie den Gefallenen aufrichteten, traf sein Blick einen alten Leichenstein, der zur Seite stand, und vom Zauber der Erinnerung ergriffen, den vorigen Auftritt ganz vergessend, faltete Marco die Hände und rief: „Welch' ein Name glänzt mir von diesem Grabmale entgegen! Meine Herren! welch' eine wunderbare Fügung! Hier ist die Grabstätte der Mutter meiner Gattin, nach deren Schicksal ich vergebens forschte, deren räthselhaftes Verschwinden schon seit langen Jahren an dem Herzen meines Weibes nagte, der Grund ihrer Schwermuth, die sich seit dem Tode unseres Kindes verdoppelte und mir als ein Verbrechen anrechnete, daß ich nicht Auskunft über das Loos der Mutter geben konnte, mit einem Wort, die Quelle des Unfriedens, der meine Häuslichkeit verzehrt."

Der Hüter des Kirchhofs kam herbeigelaufen, von dem Doppelknall der Pistolen erschreckt, und machte seinen Gästen die heftigsten Vorwürfe über ihr Beginnen, von dem er nichts geahnt. Adhemar beschwichtigte ihn mit Gold, Marco faßte ihn bei den Schultern und deutete fragend auf den Grabstein. Der Mensch erzählte, daß hier eine polnische Dame liege, die als Emigrantin vor zehn oder elf Jahren zu Thun angekommen und durch

einen schnellen Tod verhindert worden, ihre Reise nach Italien fortzusetzen, wo vielleicht Freunde oder Verwandte sie erwarteten. Marco umarmte den Hüter voll Freude, besann sich dann plötzlich und sprach zu Adhemar: „Beinahe hätte ich, bestrahlt vom Sonnenlichte des Entzückens, vergessen, daß mein Leben noch Ihnen gehört, wenn Sie Gefallen tragen sollten, das Pistolenspiel noch einmal zu beginnen."

Adhemar sah die Zeugen fragend an, und diese führten die Gegner zusammen; mit Versöhnung und Widerruf auf den Lippen, umarmten sich die Streiter. Dann entwand sich Marco der Umarmung und rief: „Ich fliege zu meiner Gattin, die schmerzlich=süße Kunde ihr zu bringen. Wäre mir doch auch vergönnt, die verlorene Schwester an ihr Herz zurückzuführen, die mit der Mutter Polen verließ, während mein Weib unter der Pflege ihrer Tante zurückblieb!"

Der Canonikus war zum Leichenstein getreten und las vor sich hin. „Die Starostin Wizewska . . . ." Ueberrascht eilte auch Adhemar hinzu, umarmte dann aufs Neue den versöhnten Feind und rief mit überwallender Heftigkeit: „Freude, mein lieber Marco! Heute werden zwei Familien glücklich auf immerdar. Meine Gabriele ist die Schwester Ihrer Gattin!"

Ein Contumazhaus.

Schneegestöber fuhr über die Berge, im Thale war kaum fortzukommen. Die schmale Straße war zum Theil aufgewühlt, zum Theil verschüttet und verweht, abschüssig und glatt an vielen Stellen, die der Wintersturm kahl gefegt hatte. Trotz allen Unbilden der bösen und rauhen Witterung stolperten zwei Wanderer die Heerstraße entlang. Der Eine hielt ziemlich gemessenen Schritt, gebeugt unter ein schweres Felleisen; der Andere, ohne Gepäck, luftig und ärmlich gekleidet, hatte das Nachtquartier später verlassen, holte aber, schnelleren Schrittes, seinen Vordermann wohlgemuth ein. Die beiden Männer kannten sich nicht und stießen auf dem fremden Wege zusammen, wie Schneeflocken, die der wirbelnde Luftstrom von Süd und Nord zusammenjagt. „Guten Tag," grüßte der jüngere, leichtfüßige Wanderer den schon bejahrten, schwerbeladenen Straßengefährten. „Schönen Dank, und gleichfalls," versetzte der Begrüßte. Dann kam das Wetter im Gespräch an die Reihe, und endlich das „Woher?" und „Wohin?" An den Rhein wollten Beide: der Eine, weil er dort zu Hause war und seinen Kindern das in der Fremde ersparte Brod zu bringen hatte, der Andere, weil er dort Unterkommen und Glück zu finden hoffte. Ein ehrlicher Weber der Aeltere, der in fremdem Lande

eine kleine Erbschaft geholt, ein vacirender Thunichtgut und Allerleimann der Jüngere, der in der fernen Fremde sein Bischen Erbtheil verthan und seine Hoffnung auf Gott und die Zeit gestellt. Bei ihm bedeutete aber Gott das Glück, und zwar nicht das bescheidene bürgerliche Glück, sondern die buhlerische Fortuna auf der unstäten, wildrollenden und zielermangelnden Kugel. Der Weber war dagegen ein hausbackener frommer Mann, dem eine Predigt das Höchste schien und die Obrigkeit das Nächste am lieben Herrgott. Dann kam erst die Familie, dann das Handwerk, und endlich zuletzt die eigene, an Entbehrung und Beschränkung gewöhnte Person.

„Wie weit noch bis zur Grenze?" fragte der Thunichtgut Conrad den frommen Leineweber, und dieser versetzte: „Drei Stunden noch durch Dick und Dünn, aber Gott wird uns auch bis dahin helfen." — „Verdammtes Wetter! Es sollte kein Winter sein." — „Der liebe Gott hat die Welt gemacht und Alles aufs Beste eingerichtet." — „Nur meinen Beutel nicht, der immer leer ist, und nicht meinen Magen, der immer hungert, und nicht meine Kehle, die beständig durstet." — „Arbeit und Gottesfurcht helfen zu Brod und Ehre." — „Ich habe nicht sonderlich Lust an der Arbeit, guter Weber. Ein großer Herr ist an mir verdorben." — „Gott wird Euch schon wieder auf die rechten Wege führen, lieber Conrad." — „Das will ich erwarten, lieber Meister." — „Ihr seyd noch jung, und Jugend hat nicht Tugend. So Ihr aber einst Euer eigenes Hauswesen führt, wird's schon anders lauten." — „Gott sey Dank, daß ich keines habe. Das könnt' ich brauchen! Ich habe nur gern mit mir allein zu thun." — „Ich möchte nicht allein stehen, lieber Conrad." — „Und ich bin froh, daß ich nicht einmal mehr

meine Eltern am Leben weiß. Der Vater brummte immerdar, die Mutter grämte mir jede Freude ab. Haben auch schlecht für mich gesorgt, und wenn ich einst glücklich werde, haben die Eltern gewiß keinen Theil daran. Jetzt leb' ich ganz ruhig in den Tag hinein, habe die bösen Lehrjahre überstanden, mich von der Conscription freigespielt, und sogar der Cholera ein Schnippchen geschlagen, weil ich früher ausriß, als sie mir auf den Hals kam."

Da schlug der Weber die Augen dankbar und wohlgemuth zum trüben Schneehimmel auf, hielt stille, und faltete die Hände mit dankbarer Inbrunst. „Gott straft die sündige Menschheit hart und schwer," sagte er aus vollem Herzen, „aber Preis und Dank dem Schöpfer, der sich meiner erbarmte und um meiner Frau und Kinder willen die Zuchtruthe an mir vorübergehen ließ!" — „Allen Respekt vor Eurem Dankgebet, lieber Meister, aber mein Grundsatz ist: weit davon ist gut für den Schuß. Man lebt nur einmal, und das Leben wird uns ohnehin so schwer gemacht, daß es überflüssig wäre, an einer so elenden Seuche dahin zu sterben. Lieber barfuß durch die Welt laufen, bis nach Stralsund, wo sie mit Brettern vernagelt seyn soll. Heute hier und morgen da, ubi bene ibi patria. Herrgott! Wie ich schon in der Welt herum patrouillirte! Ich habe alle Grenzen im römischen Reiche und außer demselben kennen gelernt, manche Rauferei mit Thorwächtern und Landjägern abgehalten, und oft mein ehrliches Wanderbuch verfälschen müssen, um nur mit der Polizei honnet auszukommen. Darum fürcht' ich mich auch vor keinem Grenzpfahl mehr und gehe bei einem jeden vorüber, als ob er mein eigener Thürpfosten wäre."

Bei diesen Worten sahen die Wanderer in ihrer Nähe das Grenzhaus und suchten Beide vorsichtig und sorgsam

nach ihren Päſſen. Ein Gensdarm, der an der Straße herumvigilirte, citirte ſie in die Zollſtätte, durchſpähte die Papiere und Geſundheitsatteſte und ſprach mit barſchem Ton: „Die Papiere ſind richtig, aber Ihr müßt Contumaz halten, ſo will es die allerhöchſte Verordnung.“

Conrad zog ein langes befremdetes Geſicht, und der Weber verbeugte ſich mit ſtiller Ergebung. „Wo befehlen Sie, daß wir eintreten?“ fragte er den Gensdarmen demüthig, und dieſer verſetzte, nach einem unfern liegenden Hauſe deutend: „Ihr maſchirt vor der Hand nach dem Wirthshauſe dort und wartet geduldig ab, bis die Contumaz von ihren dermaligen Gäſten geräumt werde, ſonſt ſoll Euch . . .“ — „Das Donnerwetter auf die Köpfe fahren!“ ergänzte Conrad halblaut des Gensdarmen Rede und trollte ſich murrend an der Seite ſeines Cameraden nach dem Wirthshauſe.

Die Kneipen an jeder Grenze ſind Muſterwirthſchaften voll Schmutz, Unfreundlichkeit und Zerrüttung. Wo Zöllner, Orgelſpieler und andere Sünder einkehren, zu jeglicher Stunde des Tages und der Nacht, kann's nicht wohl anders ſeyn. Zumal am engen Grenzpaß eines Gebirgslandes findet man obige Annehmlichkeiten doppelt und dreifach. Im Winter 1830 hatten ſolche Häuſer ganz eigenes Glück, ganz abſonderlichen Stern. Sie lagen vollgepfropft von allen Klaſſen der Geſellſchaft, die in bunter Eintracht daſelbſt den Augenblick erwarteten, der ihnen den Eintritt ins Nachbarland erlauben würde. Daher fanden der Weber und ſein Gefährte nur allzu viele Genoſſen ihres Schickſals zwiſchen den vier Pfählen der unappetitlichen Schenke verſammelt. Da waren Kaufleute

und Bänkelsänger, polnische Emigranten und wälsche Viehtreiber, zarte Damen und rohe Handwerksbursche, ruhige Geistliche und unruhige Gaukler, und Alle warteten auf Erlösung, und Alle schmiegten sich unter das rauhe Gesetz und die willkürlichen Ordonnanzen der fettglänzenden Wirthin, die wie eine scythische Königin unumschränkt waltete und herrschte, über den Reichen wie über den Bettler, über den Schwachen und den Starken. Alle Räume des unansehnlichen Gebäudes wimmelten von Zwangsgästen, und die Gräfin sah sich genöthigt, mit ihrer Dienerin den Winkel schwesterlich zu theilen, den die Haustyrannin ihr für vieles Geld und recht viele schöne Worte einzuräumen für gut befunden hatte. Die reputirlichen Leute saßen beisammen und gähnten, oder sprachen von dem beliebten Thema der Witterung und Cholera, oder spielten, um die Zeit zu betrügen; denn zu vernünftigem Gespräch war nirgends der Ort, die Gelegenheit, Will' und Laune vorhanden. Nur sprach sich öfter die allgemeine Stimmung in gewichtigen Verwünschungen aus, die bald deutsch, bald französisch, polnisch und englisch durcheinander wetterten, gleich dem brillantesten Kreuzfeuer. Kinder schrien dazwischen, Hunde bellten drein, die Wirthin schalt vom Morgen zum Abend, die Pferde schlugen sich im überfüllten Stall halb todt, und das nie ruhende Wurstmesser klapperte von früh bis spät wie ein unerträgliches Mühlrad durch den tobenden Lärm. Die gemeinen Leute fanden sich natürlich am besten in den Spektakel, aber auch in ihrer Stube, auf ihrer Streu trieben sich Flüche und Klagen in Menge durcheinander. Den Reichen fehlte es nur an Geduld, die Zeit der Trübsal auszuhalten, den Uebrigen mangelte es aber größtentheils an Geld.

Der Leineweber erkaufte sich ein stilles Plätzchen hin-

ter dem glühenden Ofen, wo die nassen Mäntel und durchgeweichten Pferdedecken aufgehangen waren, trank seinen Krug Bier, speiste die unvermeidliche Wurst, das einzige Nahrungsmittel, das immer zur Hand war, dachte seiner lieben Kinderlein und las im Gesangbuch, das er stets bei sich führte. Conrads Platz war dagegen allenthalben, er übte seine Industrie auf mannichfache Weise, amüsirte die Honoratioren der Schenke mit der Kunst, die er innehatte, aus einem Bogen Papier vierzigerlei Figuren zu falten, sammelte für die erbärmliche Gaukelei ein paar Groschen des Mitleids, betrog hin und wieder einen ehrlichen Landmann um ein Glas Branntwein, um eine Pfeife schlechten Tabaks und theilte mit dem gutmüthigen Weber dessen Mahlzeiten, gerade als ob es so seyn müßte. Gottfried, der Weber, hatte schon einmal auf der Hinreise dieses Wirthshaus besucht und sagte zu der Wirthin in zutraulichem Tone: „Wie war es doch anders, als ich vor ein paar Monaten hier übernachtete. Dazumal glaubten wir nicht, daß uns diese böse Krankheit so viele Molesten machen würde. Ihr wißt ja kaum, liebe Frau, wo Euch der Kopf steht vor dem vielen Volke."

Da warf die dicke Frau das Haupt stolz in die Höhe und versetzte ziemlich ungeschliffen: „Hm, es passirt wohl noch. Es können Alle froh seyn, die bei mir einkehren. Sie bekommen's überall schlechter, als hier. Wem's nicht gefällt, der kann im freien Felde schlafen. Ich habe Euch Alle zusammen nicht gerufen, kann schon leben ohne all das Volk. Ihr bezahlt mir aber die fünf und vierzig Kreuzer, die Ihr heute mit Eurem Kameraden verzehrt habt, denn ich schreibe nicht auf. Da hätte ich viel zu thun, wenn ich Allen nachlaufen wollte."

Gottfried bezahlte ohne Widerrede und sagte sehr

gutmüthig: „Seyd nur nicht böse, ich will Euch gewiß nicht lange zur Last fallen, denn sobald das Contumazhaus nur wieder leer ist . . ."

„Da könnt Ihr noch ein Weilchen warten. Die Leute haben noch fünf Tage zu sitzen, und in der Barake ist für keine Maus mehr Platz. Alsdann werdet Ihr Jesum Christum erst erkennen lernen. Hier seyd Ihr in Abrahams Schooß, aber dort habt Ihr vierzehn Tage Fegfeuer auszuhalten."

Dem armen Gottfried fiel der Muth außerordentlich, und er seufzte vor sich hin: „Fünf und vierzehn machen neunzehn Tage, und längstens in acht Tagen hoffte ich bei den Meinigen zu seyn! Das ist hart!"

„Räsonnir' Er nicht," schnurrte ein Zollgardist, der in der Nähe seinen Kümmel schluckte. „Es ist einmal so befohlen, und ist nur seine Schuld, daß Er von einer verdächtigen Seite herkommt."

„Nun, nun, ich bin ja schon zufrieden," antwortete der Weber leise, obgleich mit Thränen in den Augen, „man muß ja der Obrigkeit gehorchen; es wird schon vorübergehen."

„Denk's auch; wenn wir und andere vornehme Leute es uns gefallen lassen, wird ein Mensch wie Er ein Auge zudrücken können. Nur nicht räsonnirt, der Herr Commandant vom Cordon ist verzweifelt strenge und macht nicht viel Federlesens."

Gottfried schlummerte und träumte von der Heimath, als sich plötzlich Jemand neben ihn auf die Ofenbank warf und ihn somit aufweckte. Conrad war's, der von einem Gelage kam, das er mit einigen unsaubern Gesellen in

irgend einem Winkel gehalten. Er flüsterte dem Weber zu: „Schnarcht doch nicht so unanständig, wie die übrigen Kerle, die in der Stube umherliegen, wie das liebe Vieh, und laßt Euch etwas Vernünftiges sagen. Ich bin Euer Freund geworden und will Euch daher etwas vertrauen, das für Euch von großer Wichtigkeit ist. Ich kann's unmöglich hier aushalten, und wenn ich an die vierzehn Tage denke, die wir noch in dem Zuchthause drüben verseufzen sollen, so wird mir ganz schlimm. Ich geh' morgen Nacht fort. Es waren ein paar ehrliche Bursche aus dem Gebirge hier, die sich öfters den Spaß machen, Zucker, Kaffee und Tabak herüberzubringen, ohne die Mauthner zu fragen. Die braven Leute kümmern sich weder um Paß, noch um Contumaz, und schlugen mir vor, um die Zeit nicht unbenützt zu verschlummern, eine Patrouille mit ihnen zu machen. Bin ich erst im flachen Lande, so helf' ich mir schon ordentlich fort bis an den Rhein, und Ihr sollt mit von der Partie seyn, wenn Ihr Eure Kinder recht lieb und ein Bischen Courage im Leib habt." — Gottfried überlegte eine kleine Weile, und sagte dann, obschon mit wehmüthigem Herzen: „Das geht nicht, guter Freund. Was Ihr mir vorschlagt, ist ja verboten, und würde mir wenig Glück bringen, denn die Obrigkeit ist von Gott eingesetzt, und ein rechtschaffener Mann muß ihr folgen. Bedenkt auch Ihr, was Ihr thut. Wenn man Euch erwischt und ins Zuchthaus setzt, oder wenn ein Cordonist Euch auf den Pelz schießt, was habt Ihr dann davon?" — „Ei was! Schießt mich Einer nieder, so hat die arme Seele mit einem Male Ruh', und führt man mich ins Zuchthaus, so hab' ich noch immer Hoffnung, wieder auszureißen, und endlich muß ein ehrlicher Kerl doch etwas wagen. Ich würde ja hier verhungern, denn Ihr seht

mir gar nicht aus, als ob Ihr mich zwanzig Tage lang freihalten würdet. Um zu leben, muß ich frei seyn; ich bin nicht gemacht, um in einer Contumaz zu versauern. Seyd auch meinetwegen unbesorgt, und wenn Ihr mir etwas aufzutragen habt, so thut's bei Zeiten. Morgen mit Einbruch der Nacht geh' ich durch."

Sie schliefen Beide ein, und der folgende Tag verging wie der erste. Wie es dunkelte, näherte sich Conrad noch einmal dem auf seinem Lager hingestreckten Weber und wiederholte seine Vorschläge. Abermals schüttelte Gottfried den Kopf und sagte nur: „Geht nur allein, und Gott beschütz' Euch. So Ihr an den Rhein kommt und an meinem Städtlein vorüber, so grüßt Weib und Kind von mir und kündigt meine nahe Rückkehr an. Damit Ihr jedoch Lust gewinnt, dieses zu thun, so nehmt von mir ein kleines Reisegeld."

Als der Weber das lederne Beutelchen hervorzog, worinnen er wenige Thaler und Scheidemünze, zur Zehrung bestimmt, aufbewahrte, und darinnen nach einem Geldstück suchte, sagte Conrad mit einiger Rührung zu ihm: „Laßt nur das Geld stecken, lieber Meister. Ich habe schon so viel, als ich brauche. Euer Beutelchen wird Euch schon noch zu Gute kommen. Schlaft ruhig, ich will die Eurigen schon in Eurem Namen grüßen. Weil aber noch nicht Alles im Hause schläft, leg' ich mich noch ein Weilchen neben Euch, bis die wackeren Cameraden kommen, mich abzuholen.

Er duckte sich stille auf das Stroh, Gottfried verrichtete sein Nachtgebet, und als die Wirthin kam, das Licht auszulöschen, und Alle in der Stube schliefen, schlummerte auch der Weber ein und träumte wieder von der Heimath und wachte erst spät auf und sah, daß Conrad in der That

Abschied genommen. Nach einigen Minuten bemerkte er aber zugleich, daß sein Felleisen verschwunden war und mit demselben seine ganze Habe an Geld und Kleidungsstücken. Er weinte bitterlich bei dem Verlust und klagte so herzzerschneidend, daß selbst die gefühllose Wirthin ihm ein Wort des Mitleids schenkte. Besser tröstete ihn jedoch seine Frömmigkeit und sein Gottvertrauen. „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen", sagte er zu sich selbst und trocknete seine Thränen und fand wieder neuen Muth. Er dankte sogar dem schnöden Diebe, daß er ihm nur das Beutelchen gelassen, welches den letzten Rest seines kleinen Schatzes enthielt.

Am düstern Frühmorgen — ein paar Tage waren verflossen — trat ein Gensdarm in die Schenke und forderte die ganze Versammlung von ehrenwerthen Gästen auf, ihm nach dem Contumazhause zu folgen. Ein Jeder nahm sein Bett oder sein Bündel auf sich und trat nach vollendeter Ueberzählung in die Fußstapfen des vorangehenden Führers. Weichliche Damen am Arm ihrer Ehrenritter oder Kammerfrauen, grobe Bäuerinnen und Bettelweiber mit halb erfrorenen aufgedunsenen Kindern auf dem Rücken, des niedern Trosses lautlose und verdutzte Schaar, gleiteten unsicheren Fußes über das Glatteis der Straße, über den Schnee des Feldes den kleinen Hügel hinan, wo das Pestgebäude stand. Der Zug glich nicht wenig einem Leichenconduct, der Himmel hing seinen Trauerflor darüber, und die Bajonnette einiger daneben schreitenden Cordonssoldaten glimmten durch den finstern Wintermorgen gleich erlöschenden Grabfackeln. In dem Augenblick, als die Spitze der Colonne an die Pforte der

Contumaz gelangte, verließ der Schweif der abziehenden Gefangenencolonne das Haus und wälzte sich nach der Heerstraße. Die Erlösten waren fröhlichen Muthes und drängten sich, Wagen an Wagen, Pferd an Pferd, die Fußgänger in dichten Haufen, ins Freie. Sie lachten, sie schäkerten, sie sangen, die Glücklichen. Selbst die Verwünschungen, die sie noch der Contumaz zurückließen, klangen humoristisch und burlesk; sie brachten der Cholera und den Sanitätscommissionen aller Länder ein muthwilliges Pereat. Die Einziehenden hätten dagegen gar zu gerne ein Libera, ein De profundis geheult. Die Pforte ihres Bagno stand offen und der ganze Umkreis des Gebäudes schien mit unzähligen Lücken versehen, indem der Sturm verwichener Nächte bald hier, bald dort einen Theil der leicht aufgeschlagenen Barake eingerissen, hie und da das kümmerliche Schindeldach abgehoben. Der arme Weber Gottfried war einen Augenblick versucht, das ihm so heilige Gesetz zu übertreten und sich in die Reihen der abziehenden Contumazpfleglinge zu detaschiren, aber ein rauhes „Zurück" eines aufmerksamen Cordonisten, wie ein damit verbundener Kolbenstoß trieb ihn plötzlich wieder in den Kreis seiner Pflichten. „Mir geschieht Recht", sagte er zu sich selbst. „Die Strafe folgt dem Vergehen auf dem Fuße."

Indessen erscholl ein gebieterisches „Halt!" Der Zug stockte, er stellte sich in Reih' und Glied, und heran kam auf bereiftem Pferde der Militärcommandant der Station, ein langgedienter Secondelieutenant, der die Inspection der Fremdlinge vorzunehmen hatte. Er hielt sich immer fünfzehn Schritte von der Schaar und roch beständig an einem in Räucheressig getauchten Schnupftuch: eine Maßregel, die gewaltig mit dem ungeheuren Schnurrbart con-

trastirte, der über seine Lippen hing. Ein warmer Mantel deckte seine Schultern, die Ohren hatte er gegen die Kälte mit einem schwarzseidenen Tuche verwahrt und darüber das Sturmband seiner Mütze geknüpft. Seine Worte klangen rauh und gebieterisch; es machte ihm Freude, sich durch ein Tyrannenstündchen für die Langeweile zu entschädigen, die ihm der Cordondienst bereitete. Die Fleischtöpfe der Garnison lagen ja weit hinter ihm und seine Dame tanzte ja mit einem Andern auf den Bällen der Residenz. Er publicirte das strengste Reglement und bedrohte kurz und gut einen jeden Choleraverdächtigen mit dem Erschießen, wenn derselbe wagen würde, die Contumaz heimlich zu verlassen. Dieser Empfang war für die Reisenden schon ominös, aber ihre Angst stieg, als sie endlich in den ungeheuerlichen Chlordampf getrieben wurden, der schon unter der Pforte des Zwanghauses ihnen entgegenqualmte. Eine Räucherung der gräßlichsten Art wurde mit ihnen sammt und sonders vorgenommen; in wenig Minuten stank das Gepäck pestialisch, nicht ausgenommen die zarten Schleierflöre und köstlichen Shawls der Damen, welche obendrein von plötzlicher quälender Engbrüstigkeit befallen wurden. Die armen Schönen, die in ihrer Heimath nur die feinsten Wohlgerüche athmeten, sahen sich hier im Nu in der unvermeidlichsten Atmosphäre, die nur der grausamste Chemiker erfinden konnte, um seine zart organisirten Mitmenschen zu quälen. Ein Nebel von Chlor, Essigdunst, Tabakswolken jeglicher Art und Gattung, Ofenrauch und dergleichen schwamm über dem verhängnißvollen Hause. Zusammengepfercht in ein paar elende Gemächer — die übrigen Theile des Hauses waren von den Elementen ruinirt — brachen die Unglücklichen in namenlosen Jammer aus und fragten sich gegenseitig, was sie

denn verbrochen, daß man sie so behandle. Bajonnette vor den Thüren, ekelhafte Gemeinschaft und Berührung mit dem Gesindel, erbärmliche Lagerstätten und rohe Contumazdiener . . . was fehlte noch zu einer Galeerenkeuche? Gerade nur die Fesseln.

Der Director der Anstalt überzählte seine Leute abermals wie eine Schafheerde, der Arzt, dem man das Mißvergnügen auf der Stirne ansah, stellte brutal seine Fragen, fühlte mit abgewandtem Gesichte den Puls seiner Zwangsclienten und verordnete die nöthige von der Commission beliebte Diät. Ach, sie war leicht zu halten. Die mitgebrachten Nahrungsmittel waren verdorben durch des Chlors Pestillenz, und der Knecht des Hauses, der die Verköstigung desselben zu besorgen hatte, verschaffte den Hungrigen für das theuerste Geld so wenig als möglich. Da sah man vornehme Leute, die dem Bengel den Hof machen mußten, um nur eine Tasse Kaffee zu erhalten, welche dem Lieferanten für vierundzwanzig Kreuzer noch zu wohlfeil bezahlt schien, so schlecht sie auch bereitet war. Da sah man Mütter, die halbe Tage lang für ihre Kinder um ein bischen Suppe, um ein wenig Milch supplicirten. Ein Stück Fleisch wurde oft Tage lang erwartet, eine Pfeife Tabak im unmäßigsten Preis gehalten. Keine Klagen halfen, keine Beschwerde wurde beachtet. Man mußte froh seyn, wenn der Director dabei nur die Achseln zuckte und nicht in Schimpf und Drohungen ausbrach. — So wimmelte die Pesthütte, von allen Seiten dem Frost und der Nässe preisgegeben, von einem Haufen armseliger Menschen, die sich nie hätten träumen lassen, daß sie in eine so verzweifelte Lage gerathen würden.

Es war noch Niemand in dem Hause krank geworden, ein Wunder ohne Zweifel. Wer aber die Sehnsucht und das Heimweh so recht tief und schmerzlich im Busen trägt und noch obendrein von Mangel und Haft darniedergedrückt ist, steht sich leicht einem Krankheitssturme unterworfen. Der arme Weber Gottfried war in diesem Falle. Nachdem er mehrere Tage dem Mißgeschick, das ihn betroffen, mit gläubiger Zuversicht widerstanden, fand man ihn plötzlich in einem Winkel todesmatt und ohne Besinnung. Ein glühendes Fieber kochte in seiner Brust, während der Frost seine Glieder starr machte. „Die Cholera!" schrie der entmenschte Wärter, der ihn in diesem trostlosen Zustande fand. „Die Cholera!" jammerten entsetzt alle Genossen des Unglücklichen. Der herbeigerufene Arzt zog ein bedächtiges geheimnißvolles Gesicht und verordnete einen Platzregen von Kampferspiritus. Dieser gab dem Kranken den Rest, und er schien sterbend, als man ihn in den Korb warf und in die entlegenste Spelunke des Nothstalls schaffte. Eine Empörung drohte unter den Contumazisten loszubrechen, die nun von nichts Anderem, als von der greulichsten Ansteckung träumten und mit Ungestüm ihre Freilassung forderten, sich dem sichern Tode zu entziehen. Mit Waffengewalt wurde die Rebellion unterdrückt, wurden die Cholerasträflinge immer enger eingesperrt, obgleich auf der Heerstraße zahllos einander jagende Couriere ungehindert passirten, mancher reisende Stabsoffizier durch den Zauber seines Rangs von dem Stationscommandanten Weiterreise erzwang, und ganze Banden von pfiffigen Schleichhändlern durch die Cordonslinie schlüpften.

Auch Conrad war unter den Letzteren, wie bekannt, und sein Wagestück glückte vollkommen. Von seinen Freunden, den Contrebandiers getrennt, das gestohlene Felleisen auf dem Rücken, schlug er dem Cordon und der Contumaz ein Schnippchen und brachte sich getrost, vermittelst Geld und Unverschämtheit, bis an die Ufer des Rheins. Durch das nassauische Land dahinschlendernd, gerieth er an einem hübschen Morgen in die Heimath des armen Gottfried, und, hatte er sich gleich kein Gewissen daraus gemacht, dem Weber das Seinige zu entwenden, so hätte er doch nicht übers Herz bringen können, der Familie desselben den aufgetragenen Gruß nicht auszurichten. Somit klopfte er an die Thüre von Gottfrieds Hütte nnd rief mit dem unbefangensten Gesichte dem bekümmerten Weibe und den verwaisten Kindern zu: „Seyd munter und wohlauf, Ihr guten Leute. Der Vater läßt Euch grüßen, und wird bei Euch seyn, ehe der Monat zu Ende geht!“ — Dann wanderte er fort, als hätte er alle seine Sünden gut gemacht, verspielte und verschlemmte des armen Webers Erbschaft und wurde, neuerdings ein Bettler, belgischer Soldat.

In des Webers Hütte war große Freude, himmlische Hoffnung. Die Frau schmückte sich, die Kinder putzten sich, Kuchen wurde gebacken, Wein herbeigeschafft, wie nur an den Festtagen. So warteten die Armen, geschmückt und sehnsuchtsvoll, von Stunde zu Stunde, von Tag zu Tag, von Woche zu Woche . . . Der Vater kam aber nimmermehr heim.

Ende des ersten Bandes.

Inhalt.